

Dämonenkiller

Gruselroman

Gay D. Carson

Der Satans- kult



Nr. 41

DM 1,20

Österreich: 55,-

Schweiz: Fr. 1,50

Belgien: Lire 200

Frankreich: 17,-

Italien: Lire 1.200

Spanien: Pes. 1.200

Deutschland: 50,-

Aus dem Leben eines Exorzisten

041

Satanskult

von Gay D. Carson

Die Hauptpersonen des Romans:

Marvin Cohen - Er arbeitet auf eigene Faust und hat Erfolg dabei.

Philipp - Der Hermaphrodit hat wieder Vorahnungen.

Coco Zamis - Sie scheint Dorian verraten zu haben.

Lilian - Doriens Frau gewinnt ihr Erinnerungsvermögen zurück.

Albert Einstein machte Schwierigkeiten wie immer. Der Schöpfer der Relativitätstheorie verhedderte sich diesmal mit seinen Beinen und wollte um keinen Preis aus dem großen Schließkoffer. Erst nach einem energischen Ruck gab er seinen Widerstand auf und nahm Platz oben auf der Kante des hochgeklappten Kofferdeckels. Jerry Lewis grinste und schielte wie gewöhnlich, als er auf dem Deckel abgesetzt wurde. Churchill verlor seine Zigarette, Charlie Chaplins Melone landete auf der Erde, Maria Stuart flirtete gekonnt mit Napoleon, während Heinrich VIII. sehr ungeniert in den tiefen Ausschnitt von Liz Taylor schaute.

Monty Cooke übersah diese Feinheiten. Er hatte täglich mit diesen Personen der Zeitgeschichte zu tun. Sie waren seine Geschöpfe, die ihre Existenz seinem Können und seiner

Geschicklichkeit verdankten. Er allein hatte sie geschaffen und gekleidet. Er verteilte sie auf dem Deckel des großen Schließkoffers und kontrollierte sie wie immer vor einem Auftritt. Es handelte sich um Handpuppen, die etwas über einen Meter groß waren. Sie konnten die Augen bewegen und den Mund öffnen, sie vermochten Grimassen zu schneiden und waren in der Lage, mit ihrem Schöpfer zu reden. Doch das schafften sie nur, wenn Monty Cooke es wollte. Er war nämlich Bauchredner und in seinem Fach absolute Spitzenklasse. Monty Cooke war siebenundzwanzig Jahre alt, etwa ein Meter siebzig groß, hatte rotes Haar und eine prägnante Nase. Sein Gesicht erinnerte an das einer Marionette aus kantigem Holz. Nachdenklich und ein wenig verträumt war der Blick der dunklen Augen.

Monty Cooke war an diesem späten Nachmittag ein wenig nervös. In wenigen Stunden sollte die Premiere hier in London stattfinden. Er wußte, daß er es mit einem äußerst verwöhnten und kritischen Publikum zu tun hatte. Er mußte perfekt sein, wenn er bestehen wollte. Monty Cooke hatte bisher nur in den Staaten gearbeitet und war dort auch im Fernsehen aufgetreten; doch das alles war nichts gegen diese Premiere hier im *Piccadilly*.

Er setzte sich vor den Schminkspiegel und versuchte sich zu entspannen. Das Licht in der halbdunklen Garderobe schaltete er bewußt nicht ein. Cooke griff nach der Reisetasche, die neben dem Garderobentisch auf dem Boden stand, öffnete sie und holte eine flache Taschenflasche hervor. Er schraubte den Verschluß auf und trank einen Schluck von dem einfachen, billigen Brandy, den er bevorzugte. Der Alkohol wärmte seinen Magen, schuf ein wohliges Gefühl, konnte die Nervosität allerdings nicht betäuben.

Nun, im Grunde kannte er diesen Zustand. Vor jedem Auftritt schüttelte ihn das Lampenfieber; erst auf der Bühne war die Angst schlagartig verschwunden. Dann brillierte er und

riß sein Publikum zu Stürmen der Begeisterung hin. Wenn seine großen Handpuppen auf seine Fragen reagierten und antworteten, dann fühlte er sich in seinem Element. In diesen Augenblicken wurde er zu Churchill oder Napoleon, zu Heinrich VIII. oder zu Liz Taylor. In solchen Augenblicken überschritt er die Grenzen seiner eigenen Identität. Er schlüpfte in seine Puppen hinein, war dann wie selbstverständlich in der Lage, selbst den Tonfall seiner Geschöpfe perfekt zu variieren.

Nein, das Lampenfieber blieb. Und hinzu kam jetzt noch eine Angst, für die er keine Erklärung fand. Sie hatte nichts mit einem möglichen Versagen zu tun. Es war die Angst vor einer unheimlichen Bedrohung. Sie nistete in den dunklen Winkeln des Raumes, war nicht faßbar.

Monty Cooke setzte die Taschenflasche noch einmal an die Lippen. Als er den Kopf leicht nach hinten bog, sah er unwillkürlich in den etwas fleckigen Spiegel über dem Schminktisch. Und plötzlich hatte er das Gefühl, daß seine Handpuppen ihn belauerten. Ihre eben noch toten Augen schienen voller Leben zu sein. Sie fixierten ihn, wirkten aggressiv. Sie funkelten spöttisch und wissend.

Monty Cooke sprang auf und wandte sich hastig zu seinen Geschöpfen um. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Die Puppenaugen folgten seinen Bewegungen, voll Hohn und Spott. Monty Cooke reagierte automatisch. Er nahm die Flasche hoch und warf sie auf die Puppen. Er konnte das Ziel an sich nicht verfehlen; dazu war die Distanz viel zu gering.

Und dennoch! Die Taschenflasche traf nicht eine Puppe. Die Geschöpfe des Bauchredners rückten fast lässig zur Seite. Wenigstens glaubte Monty das gesehen zu haben.

Panik erfaßte ihn. Monty Cooke lief zur Tür, riß sie auf. Flucht! war sein einziger Gedanke. Er glaubte zu wissen, daß seine Puppen im nächsten Augenblick vom Koffer herabsteigen würden, um ihn anzugreifen.

Der Türknauf zum Wandschrank bewegte sich. Langsam schwenkte die Tür auf, bewegt wie von einer unsichtbaren Hand. Monty Cooke wollte weglauen, doch er konnte es nicht. Wie festgeschmiedet blieb er stehen, starrte auf die Tür, wartete, daß sie grauenhafte Dinge preisgab.

Nichts tat sich. Sie hatte sich nun vollends geöffnet und gab den Blick frei auf seine Bühnengarderobe. Da hingen der Frack, sein Schminkmantel, sein Straßenmantel und das Bajazzokostüm für die Kindervorstellungen. Normaler konnten keine Dinge sein.

Monty Cooke aber wußte, daß die Schranktür sich unmöglich von allein geöffnet haben konnte. Hatte er nicht das Drehen des Türknaufs gesehen?

Der Frack bewegte sich jetzt; nur ein wenig zwar, aber deutlich genug. Er begann ganz leicht zu schaukeln. Und dann hob sich langsam der leere Ärmel, straffte sich und deutete warnend und zugleich anklagend auf ihn.

Diesem Anblick war Monty nicht mehr gewachsen. Er stöhnte auf, konnte sich plötzlich wieder bewegen, drehte sich um und stürzte aus seiner Garderobe, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Er stieß mit einem großen, kompakten Mann zusammen, dessen fleischiges Gesicht gekünsteltes Wohlwollen ausstrahlte.

„Was ist denn los, Monty?“ fragte der Mann, während er den Bauchredner an den Schultern festhielt und schnupperte.
„Lampenfieber?“

„Da - in der Garderobe“, stammelte Monty Cooke und wagte nicht, sich umzudrehen. „Da - in der Garderobe!“

„Schön. Und was ist in der Garderobe?“

David Hyde, der Mann mit dem fleischigen Gesicht, übte sich in Geduld, obwohl es ihm sichtlich schwerfiel.

„Die Puppen! Und dann die Tür, David!“

„Komm, sei ein braver Junge!“ bat Hyde. „Ich werde mal nachsehen, was los ist. Bleib hier!“

Monty Cooke lehnte sich gegen die Wand des Korridorganges und sah zur Seite. Er haßte diesen Hyde, der sein Manager war und von dem er nicht loskam; er haßte ihn und brauchte ihn gleichzeitig. Hyde, der jetzt die Garderobe betrat, war der Mann, der ihm die Steine des Alltags aus dem Weg räumte.

„Alles in bester Ordnung, Monty“, rief Hyde aus der Garderobe. „Du kannst reinkommen, Junge.“

Monty überwand seine Angst. David war ja nun da. Er drückte sich mit dem Rücken von der Korridorwand ab und ging sehr zögernd in die Garderobe zurück. Monty glich jetzt einem ängstlichen Kind.

Zuerst sah er zu seinen Handpuppen hinüber. Aufgereiht saßen sie nebeneinander auf dem geöffneten Kofferdeckel, wirkten normal wie sonst. Und die Tür war geschlossen.

„Hast du sie zugemacht?“ fragte er Hyde und deutete auf die Tür des Wandschranks.

„Warum sollte ich?“ fragte Hyde erstaunt. „Sie war ja zu.“

Die Stimmung im Haus war gereizt. Marvin Cohen benahm sich besonders unausstehlich. Er hielt ein Glas in der Hand, stand am Kamin und musterte Phillip, der bereits unruhig geworden war. Der Hermaphrodit blätterte in einem dicken Bildband, war aber nicht ganz bei der Sache. Er schien zu ahnen, daß er wieder einmal herhalten mußte, wie es in den vergangenen Tagen bereits mehrfach der Fall gewesen war.

„Kapierst du überhaupt, was du da liest?“ Marvin Cohen baute sich vor ihm auf und riß ihm den dicken Bildband aus der Hand. Er sah einen kurzen Moment hinein, blätterte darin herum und verzog dann spöttisch das Gesicht. „Machst wieder

mal auf Bildung, Kleiner?“

Cohen war eine einzige Provokation, doch Phillip ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er lächelte milde, wie geistesabwesend, und sah durch Cohen hindurch, der den Bildband verächtlich auf einen Beistelltisch warf.

Phillip erinnerte an einen grazilen Boticelli-Engel. Er war groß und schlank und zerbrechlich, was durch seine blassen Haut noch unterstrichen wurde. Beherrschend in dem fein und aristokratisch geschnittenen Gesicht waren die Augen, die einen überirdischen, golden schimmernden Glanz hatten.

„Ich werde dir ein paar Comics mitbringen“, stichelte Marvin Cohen weiter. „Die wirst du wenigstens geistig verdauen.“

„Cohen, bitte!“

Trevor Sullivan räusperte sich warnend. Der ehemalige Observator Inquisitor saß weit entfernt in einer Zimmerecke und beobachtete die Szene. Cohen war ihm noch nie sonderlich sympathisch gewesen. Er konnte einfach nicht verstehen, wieso Dorian Hunter diesen grobschlächtigen Mann mit den schlechten Manieren stützte.

„Halten Sie sich da raus, O.I.!“ schnauzte Cohen prompt zurück.

Er betonte ironisch die beiden Buchstaben O und I; er wollte Trevor Sullivan bewußt daran erinnern, daß er eben nicht mehr der Observator Inquisitor war, seit diese Dienststelle aufgelöst wurde.

„Dein Benehmen ist wieder einmal vorbildlich“, schaltete sich Donald Chapman ein. Der Puppenmann saß neben dem Kamin auf einer kleinen Fußbank. Er war nicht größer als dreißig Zentimeter und ein echtes Phänomen, was die Proportionen seines kleinen Körpers anbetrifft. Der Körper des einst großen und stattlichen Mannes war durch den Zauber übermächtiger Dämonen geschrumpft. Donald sah aber nicht

grotesk aus wie ein Zwerg oder Liliputaner. Die Proportionen stimmten nach wie vor. Und Chapman hatte sich inzwischen mit seiner Größe längst abgefunden.

Marvin Cohen beugte sich vor und dann hinunter, maß den Puppenmann mit bösen Blicken, verkniff sich erstaunlicherweise aber eine Antwort, die ihm offensichtlich auf der Zunge lag. Es wurde deutlich, daß er Respekt vor Chapman hatte. Dieser Respekt hing wohl mit der Autorität zusammen, die von dem kleinen Puppenmann ausging.

„Deine Ruhe möchte ich haben, Donald“, sagte Cohen endlich. „Wir hocken hier in der Villa herum, drehen Däumchen und warten höflichst auf die Rückkehr unseres Herrn und Meisters.“

„Ist er dein Herr und Meister?“ fragte der Puppenmann interessiert zurück.

„Natürlich nicht“, brauste Marvin Cohen auf. „Komm mir bloß nicht mit deinen Fangfragen! Aber warum treibt Dorian sich in der Welt herum, während seine Frau ihn braucht?“

„Natürlich, Donald. Natürlich.“ Cohen nickte abwesend. „Ich kann mir sogar verdammt genau vorstellen, wie sie aussieht.“

„Kommen Sie doch nicht schon wieder mit diesen Unterstellungen, Cohen!“ schaltete Trevor Sullivan sich mißmutig ein. „Diese Platte kennen wir inzwischen in- und auswendig.“

„Du kümmert dich doch um Doriens Frau, Donald“, stellte der Puppenmann fest. Seine volltönende, männliche Stimme war überraschend. Sie paßte im Grunde nicht zu diesem kleinen Körper.

„Was willst du damit sagen, Donald?“ fuhr Cohen ihn gereizt an. Er bekam einen roten Kopf.

„Ich stelle nur eine Tatsache fest“, antwortete Chapman

gelassen, •

„Einer muß sich ja schließlich um Lilian kümmern“, meinte Cohen eifrig. „Es besteht immerhin eine echte Chance, daß sie wieder gesund wird.“

„Wirklich?“ fragte Trevor Sullivan, Skepsis in der Stimme.

„Ja, wirklich!“ Marvin Cohen, leidenschaftlich im Ausdruck, nickte nachdrücklich.

„Dann kümmern Sie sich doch weiter um sie!“ schlug Sullivan vor. „Dorian wird Ihnen dankbar sein.“

„Er hat eine Frau wie Lilian doch überhaupt nicht verdient“, sagte Cohen aufbegehrend, verließ mit schnellen Schritten den großen Wohnraum und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

„Was war denn das?“ wunderte sich der ehemalige O.I.

„Armer Marvin“, murmelte der Puppenmann leise und wissend.

„Wieso ‚armer Marvin'?“

„Ihn scheint's gepackt zu haben“, meinte Donald Chapman. „Erstaunlich, daß dieser grobe Klotz plötzlich Gefühle zeigt.“

„Das höre ich aber gar nicht gern“, antwortete Trevor Sullivan. „So etwas führt immer zu Komplikationen.“

„Die wir uns im Moment leisten können“, meinte der Puppenmann und lächelte. „Eine Idylle ist ja noch direkt aufregend gegen unser tägliches Einerlei.“

Trevor Sullivan hörte nur halb zu. Er sah zu Phillip hinüber und alarmierte den Puppenmann durch ein schnelles Handzeichen.

Phillip, der Hermaphrodit, wirkte plötzlich noch ätherischer als sonst. Er hatte seine Augen geschlossen und wiegte den Oberkörper kaum merklich hin und her. Eine unsichtbare Ausstrahlung schien ihn getroffen zu haben. Er murmelte unverständliche Worte und befand sich offenbar in einem somnambulen Zustand.

Trevor Sullivan stand vorsichtig auf, ging zu ihm hinüber und beugte sich vor, um besser hören zu können.

„Puppen“, flüsterte Phillip jetzt. „Marionetten in der Hand des Satans. Marionetten überall. Kirchen und Glocken. Und Marionetten. Wasser und Nebel. Wasser.“

Phillips Worte wurden zu einem unverständlichen Murmeln. Er fiel plötzlich in sich zusammen, öffnete übergangslos die Augen, sah sich verwirrt um, lächelte abwesend und griff nach dem Bildband, als sei nichts geschehen.

Monty Cooke wohnte ganz in der Nähe des *Piccadilly* in einer kleinen Künstlerpension. Sein Manager Hyde hatte ihn dorthin geschickt und ihm geraten, bis zur Vorstellung noch ein wenig zu ruhen. Der Puppenspieler war allerdings nur zum Schein auf diesen Vorschlag eingegangen. Seine Unruhe hatte sich noch gesteigert. Sie war nicht mit dem üblichen Lampenfieber zu vergleichen. Monty lief durch die Straßen von London. Er wußte längst nicht mehr, wo er sich eigentlich befand; immer wieder mußte er an seine Puppen denken, die plötzlich so etwas wie ein Eigenleben entwickelt hatten; und an den Schrank, der sich auf so geheimnisvolle Art und Weise geöffnet hatte; und an den Smoking, dessen Ärmel auf ihn gewiesen hatte. Er wußte genau, daß er nicht betrunken gewesen war. Er fühlte, daß sich etwas Seltsames und Grauenhaftes über seinem Kopf zusammenbraute.

Warum er dann wieder vor dem großen Variete stand, konnte er sich überhaupt nicht erklären; er wunderte sich allerdings auch nicht. Auf geheimnisvolle Art wurde er noch einmal zurück in die Garderobe gedrängt. Irgend etwas trieb ihn an, war stärker als die Angst.

Der Pförtner am Bühneneingang nickte ihm zu, um sich dann wieder hinter seiner Zeitung zu verstecken. Monty betrat zögernd den langen, halbdunklen Korridorgang, stieg über die

schmale Eisentreppe nach oben, blieb stehen, orientierte sich.

Eine unwirkliche, unheimliche Stille umgab ihn. Das Bühnenpersonal und die Artisten mußten fast ausnahmslos das große Haus verlassen haben. Er schien allein in dieser Schattenwelt zu sein. Monty spürte die Trockenheit in seinem Mund. Er hätte sich am liebsten auf dem Absatz umgedreht. Statt dessen betrat er jedoch den zweiten langen und noch düsteren Gang, der zu den Garderoben führte. Zielsicher fand er seine Garderobentür. Er wollte sie bereits öffnen, als er zu seiner Überraschung Stimmen hörte.

Doch war er wirklich überrascht?

Monty hätte diese Frage wohl kaum beantworten können. Er legte ein Ohr gegen die Türfüllung und vernahm die Stimme seines Begleiters und Managers Hyde. Sie klang überraschend demütig und unterwürfig, hatte einen Unterton, der eigentlich nicht zu Hyde gehörte.

Monty Cooke drehte den Türknauf, schob die Tür einen Spalt auf und - sah sich einer gespenstischen Szene gegenüber, einer Szene, die aus einem wirren Traum stammen mußte.

Sieben schwarze Kerzen standen auf der jetzt geschlossenen Puppenkiste. Sie verbreiteten in der fast dunklen Garderobe einen magischen Schein. Inmitten dieser halbkreisförmig angeordneten Kerzen saß eine Puppe, die kaum einen Meter groß war. Sie trug einen schwarzen Umhang, auf dem seltsame Zeichen eingestickt waren, die im Schein der Kerzen blutrot leuchteten. Das Gesicht dieser Puppe, die Monty völlig fremd war, hatte einen hochmütigen Ausdruck. Es wirkte arrogant und herausfordernd. Die Augen sahen auf David Hyde herab, der auf den Knien lag und seinen Kopf jetzt tief neigte, bis die Stirn fast den Boden berührte.

Und die Puppe redete! Die Stimme klang näselnd, wirkte ein wenig mechanisch, sprach aber eindringlich und beschwörend.

„ ... und baut mir Thelema, Sterbliche, die Abtei für den

wahren und einzigen Fürsten der Finsternis! Schließt euch zusammen und schafft ein Haus des Schattens und des wahren Lebens!“

David Hyde richtete langsam den Oberkörper auf, bereitete die Arme aus und neigte sich dann wieder demutsvoll und ergeben.

„To Mega Therion“, murmelte er inbrünstig. „To Mega Therion, dein Geschöpf bin ich bis an das Ende aller Zeiten. Mein Leib gehört dir. Weise mir den Weg zu Satan! Laß mich ihm opfern und dienen! Mein Blut für dich!“

Beschwörend murmelte Hyde diese Worte, wiederholte sie mit Inbrunst und Hingabe, richtete sich abwechselnd auf und verneigte sich wieder bis in den Staub und ließ seinen Oberkörper dann leicht pendeln.

Und die schreckliche Puppe redete erneut.

„Feiert den Hexensabbat. Sterbliche! Reißt euch den irdischen Tand von den Leibern! Versinkt in fleischlicher Lust! Denn nur so dient ihr mir wirklich. Verschmelzt miteinander! Zeugt die Kinder der Begierde und Maßlosigkeit, feiert die Auferstehung der Sinnlichkeit und der Sünde! Kommt zu mir, die ihr das wirkliche Leben und die Erfüllung sucht! Satan wartet auf euch, wird euch aufnehmen in seinen Dunstkreis der höllischen Liebe.“

„Bis an das Ende aller Zeiten, To Mega Therion“, murmelte David Hyde. „Dein Diener bin ich und dein Haus werde ich mitbauen. Bis an das Ende deiner Schatten, bis zum Anfang deiner Herrschaft allüberall auf Erden.“

Monty Cooke stierte auf diese Szene, hörte diese unglaublichen Beschwörungen. Er wurde sich bewußt, daß ihn die Magie der Worte einkreiste. Eine fremde Macht schien Besitz von ihm ergreifen zu wollen. Unsichtbare Fäden spannen ihn ein.

Monty schloß die Augen, hörte das Murmeln seines

Managers, die demütige Stimme des Mannes, den er im Grunde seines Herzens haßte. Und dieser Haß war es, der ihn wieder zur Vernunft kommen ließ. Hyde, der ihn wie eine Marionette behandelte und lenkte, Hyde lag dort im Staub der Garderobe und war nur noch eine armselige Kreatur. Diesen Triumph mußte er einfach auskosten.

Hart stieß Monty die Tür auf.

„Was ist denn hier los?“ rief er betont forsch. „Was soll denn dieser Unsinn bedeuten?“

Hyde fuhr herum wie eine gereizte Schlange und starnte Monty an. Seine Augen glühten vor Wut und Enttäuschung. Er zitterte am ganzen Leib, erhob sich von den Knien.

„Was willst du hier?“ schrie er Monty an. „Geh! Verschwinde!“

„Du komischer Diener“, antwortete Monty Cooke gehässig, seinen Triumph auskostend. „Du nimmst den Mund ziemlich voll, findest du nicht auch?“

Hyde hob eine Hand. Er schien Monty schlagen zu wollen. Doch Cooke zeigte jetzt keine Schwäche. Er lächelte mokant, spürte ein Glücksgefühl in sich, wie er es nicht kannte, maß seinen Manager mit verächtlichen Blicken.

„Verschwinde!“ sagte Monty ruhig und selbstsicher. „Du ekelst mich an.“

Da duckte sich Hyde, ließ den erhobenen Arm sinken, senkte die Lider, drückte sich an Monty vorbei und rannte aus der Garderobe. Er glich einem geprügelten Hund, der Angst vor der Peitsche hat. Seine schnellen Schritte verhallten im langen Korridor.

Monty drehte sich wieder zu den Kerzen um, die seltsam flackerten, unheimliche Schatten schufen. Ein kalter Luftzug schien durch die Garderobe zu ziehen.

Monty fröstelte. Jetzt, allein in der Garderobe, belauert von

dem Licht der sieben schwarzen Kerzen, jetzt hätte er sich am liebsten umgedreht und wäre davongelaufen. Doch da war die Puppe, die irgendwie herausfordernd auf der Kiste saß. Sie war nicht sein Geschöpf. Er hatte sie noch nie gesehen. Ihre Arroganz reizte ihn, überdeckte seine momentane Angst. Zumal die Puppe ihn noch geringschätzig und herablassend anstarrte. Sie füllte die gesamte Garderobe, schien sich jetzt sogar noch aufzublähen, größer zu werden.

Monty war mit wenigen und schnellen Schritten vor der Kiste, griff nach ihr und schleuderte sie wütend zu Boden. Aber trotz der Wucht, mit der er sie zu Boden warf, landete sie nicht krachend auf den Dielen. Ihr Fall wurde gebremst und abgefangen. Unsichtbare Hände schienen sie zu tragen - wenigstens bildete Monty sich das ein. Sie schwebte zu Boden, und der lange, schwarze Umhang blähte sich wie ein Segel auf. Die Augen ließen nicht ab von ihm, blickten nach wie vor arrogant und wissend drein, Monty holte mit dem rechten Fuß aus. Er wollte die Puppe treten, wollte seinen Absatz in ihr Gesicht bohren; er hatte nur den einen Wunsch, diese Augen zu vernichten. Eine unerklärliche Gewalt schien seinen Fuß jedoch festzuhalten. Monty hatte Mühe, ihn langsam auf den Boden zurückzustellen.

Er zuckte zusammen, als die Puppe redete.

„Baut ein Haus der Sünde und Sinnlichkeit!“ verkündete die Puppe nasal und blechern zugleich. „Kommt in den Tempel des Satans! Feiert den Sabbat zu Ehren des Fürsten der Finsternis! Vereinigt euch im Bund der Wissenden, Sterbliche!“

Jetzt trat Monty zu. Seine Schuhspitze traf einen harten, kompakten Gegenstand, der aus dem schwarzen, weiten Umhang hervorschoß und scheppernd an der Wand neben dem Schminkspiegel zerbrach.

Monty hielt unwillkürlich den Atem an. Seine eigene Kühnheit machte ihm noch nachträglich Angst. Zögernd

näherte er sich der Wand, bückte sich vorsichtig nach dem Gegenstand und lachte etwas zu laut auf, als er ihn als ein kleines, jetzt zerbrochenes Transistorradio identifizierte. Er nahm es in die Hand, ging zurück und stieg über die am Boden liegende Puppe. Dabei verfing sich sein linker Fuß in den Falten des weiten Umhangs. Monty stolperte, fiel zu Boden und verlor das kleine Radio. Es kullerte über den Boden und blieb in der geöffneten Tür liegen.

Monty wollte aufstehen, konnte es aber nicht.

Die Puppe hielt ihn fest! Er spürte deutlich Finger, die seinen Knöchel umklammerten, Finger, die wie Feuer brannten. Oder bildete er sich das alles nur ein? War er das Opfer dieser magischen und unheimlichen Szenerie?

Er riß an seinem Fuß, zog und zerrte daran, bekam ihn aber nicht frei und stöhnte vor Grauen. Das war doch unmöglich! Diese Puppe konnte doch kein Eigenleben haben! Er sah ängstlich und verstohlen nach seinem Fuß, der in dem schwarzen, weiten Umhang verschwunden war, riß erneut daran, wütend und verzweifelt, und schaffte es endlich. Er bekam den Fuß frei, zog ihn blitzschnell an sich, raffte sich auf und lief zur Tür.

„Dient mir, Sterbliche!“ hörte er in diesem Augenblick wieder die näselnde, etwas scheppernd klingende Stimme. „Grenzenlos ist die Macht des Satans bis an das Ende aller ...“

Die Stimme krächzte, wurde undeutlich, erstarb in einem scharillen Pfeifton.

Stille folgte. Eine Stille, die schon fast schmerzte.

Monty Cooke holte tief Luft und rannte in die Dunkelheit des Korridors, wie von Furien gehetzt, die Angst im Nacken.

Die O'Hara-Stiftung befand sich in einem altehrwürdigen Schloß in der Nähe des Richmond-Parks. Hohe

Sandsteinmauern friedeten einen großen Park ein, in dem ein kleiner See lag.

Marvin Cohen hatte die strenge Torkontrolle passiert. Er fuhr mit dem Wagen über den schmalen Kiesweg auf das Schloß zu, parkte und klingelte an der Hauptpforte. Hier erfolgte die nächste Kontrolle, die er erstaunlich gelassen über sich ergehen ließ. Von seiner Gereiztheit und Ungeduld war nichts mehr zu spüren. Cohen machte fast einen ausgeglichenen Eindruck. Der kleine Blumenstrauß in seiner Hand wirkte allerdings ein wenig deplaziert; er paßte nicht zu einem Mann wie Cohen, der immer ein wenig gewalttätig aussah.

Stiftung war die diskrete Umschreibung für eine Heilanstalt, die auf privater Basis geführt wurde. Entsprechend zugänglich und höflich war daher auch der Oberarzt, bei dem Cohen sich hatte melden lassen. Er traf ihn im Wintergarten, durch dessen Fenster man einen wundervollen Blick auf die hintere Parkseite hatte.

„Wie es Mrs. Hunter geht?“ wiederholte der Mediziner Cohens Frage und lächelte milde. „Wunder dürfen wir natürlich nicht erwarten, Mr. Cohen, aber ich bin nach wie vor sicher, daß wir Erfolg haben werden.“

„Klingt ziemlich allgemein, Doktor“, stellte Cohen fest, wobei er sich noch höflich vorkam.

„Nun, ein verwirrter Geist ist nur sehr schwer zu aktivieren“, antwortete der Arzt geduldig. „Ich habe allerdings den Eindruck, daß Mrs. Hunter von Tag zu Tag immer mehr Interesse an ihrer Umwelt gewinnt. Mir scheint auch, daß sich ihr Erinnerungsvermögen - zumindest bruchstückhaft - regeneriert.“

„Mrs. Hunter hat heute Ausgang“, erinnerte ihn Cohen.

„Und ich bin froh, daß Sie hier sind“, sagte der Arzt. „Sie als Freund der Familie können den Genesungsprozeß noch

zusätzlich unterstützen. Mr. Hunter ist wohl noch immer nicht abkömmlich, oder?“

„Noch immer nicht“, gab Cohen zurück und hatte Mühe, in diesem Zusammenhang eine Spitze zu unterdrücken. Der Arzt brauchte nicht zu wissen, wessen er Dorian erst vor gut anderthalb Stunden beschuldigt hatte.

„Dort unten ist Mrs. Hunter!“ sagte der Arzt und winkte Marvin Cohen ans Fenster. Cohen sah Lilian Hunter und schluckte vor Aufregung. Sie sah zauberhaft aus, erinnerte ihn an eine große kostbare Porzellanpuppe. Lilian Hunter trug ein dezentes Chanel-Kostüm und bewegte sich mit Schritten, die ein wenig zögernd und unsicher waren. Die junge blonde Frau befand sich in Begleitung einer handfest und derb aussehenden Krankenschwester, die eine Umhängetasche trug.

„Eine bemerkenswerte Frau“, hörte Cohen die Stimme des Arztes sagen. Marvin hatte automatisch eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, bremste sich aber im letzten Moment. Er spürte so etwas wie Eifersucht in sich aufsteigen, beneidete den Arzt, daß er Lilian Hunter so nahe sein durfte!

„Bis später!“ sagte Cohen mit rauher Stimme, drehte sich um und verließ den Wintergarten. Es dauerte nur wenige Minuten, bis er vor Lilian auftauchte.

Sie erkannte ihn, lächelte scheu.

„Für Sie, Lilian!“ sagte er und reichte ihr den kleinen Blumenstrauß. Sie nickte dankbar, nahm den Strauß in die Hand, roch an den Blumen. Cohen schluckte erneut. Rührung erfaßte ihn, Zuneigung und vielleicht auch etwas, was er Liebe genannt hätte. Und wieder dachte er an Dorian Hunter, den Dämonenkiller. Er begriff einfach nicht, warum Dorian sich nicht meldete, warum er nicht hier bei seiner jungen Frau war.

„Haben Sie einen besonderen Wunsch, Lilian?“ erkundigte er sich und schob die derbe Krankenschwester ungeniert zur Seite.

„Marvin, nicht wahr? Marvin Cohen?“

Sie erinnerte sich seines Namens, lächelte nun befreit und glücklich.

„Marvin Cohen“, bestätigte er gerührt. „Wir haben viel Zeit für uns, Lilian.“

Sie hakte sich wie selbstverständlich bei ihm ein, während die Krankenschwester zurückblieb. Ihr Gang wurde freier und unternehmungslustiger. Sie deutete auf den kleinen Teich und das kleine Wäldchen weit hinten im Park.

Cohen war es völlig gleichgültig, wohin sie gehen wollte, Hauptsache, er befand sich in ihrer Nähe. Der grobschlächtige Mann spürte in sich eine Zärtlichkeit und Zuneigung, die ihm sonst fremd war.

„Hinter dem Wäldchen ist eine Seitenpforte, die wir benutzen können“, sagte die Krankenschwester. „Ich habe einen Schlüssel dazu.“

„Und was ist hinter der Mauer?“ fragte Cohen.

„Weite Felder, Parks und ein kleiner Ort, Sir“, erwiderte die Krankenschwester. Sie wollte noch mehr sagen, doch eine Handbewegung Cohens ließ sie schweigen. Er merkte, daß Lilian zielsicher auf das kleine Waldstück, das mit dichtem Unterholz bewachsen war, zustrebte. Sie schien in letzter Zeit häufiger im Park der O'Hara-Stiftung gewesen zu sein und die Seitenpforte zu kennen.

Als sie das kleine Wäldchen erreicht hatten, blieb Lilian Hunter plötzlich stehen und faßte nach ihrer Stirn. Sie schien angestrengt nachzudenken. Cohen, der keinen Weg erkennen konnte, der durch das Wäldchen führte, drehte sich nach der Krankenschwester um und wollte sie nach dem Weg fragen.

Zuerst wußte er nicht so recht, was er von dieser derben Frau halten sollte. Sie hatte die Augen halb geschlossen und horchte offensichtlich in sich hinein. Auf ihrem derben Gesicht lag ein

Ausdruck der Verzückung, der Hingabe. Die Gegenwart Lilians und Cohens mußte sie vergessen haben.

Dann sah Marvin mehr.

Aus ihrer Schultertasche schlängelte sich ein dünnes, schwarzes Kabel, das zum linken Ohr hinaufführte. Im Ohr der Frau entdeckte Cohen einen Ohrklips. Die Krankenschwester hörte sich verstohlen irgendeine Musiksendung an. Das Radio mußte sich in der Umhängetasche befinden, Sie reagierte nicht, war wie in Trance. Ihr Mund öffnete sich. Sie zeigte schadhafte Zähne, atmete stoßweise und erregt.

„Wo geht's weiter?“ wiederholte Cohen seine Frage. Doch auch jetzt reagierte sie nicht.

„Nun komm schon, Mädchen!“

Cohen konnte nicht anders. Er fiel zurück in seine aggressive Art, griff blitzschnell nach dem dünnen Kabel und riß ihr damit den Klips aus dem Ohr.

Und plötzlich war ein schwacher Ton zu hören.

„.... in das Schattenreich der Freude und Lust, Sterbliche“, näselte eine Stimme. „Der Thelema-Orden erwartet euch als Dienerinnen und Diener Satans. Dies ist die Stimme eures schwarzen Ordens. Dies ist...“

Mehr bekam Cohen nicht zu hören.

Die Krankenschwester hatte die Augen geöffnet und funkelte Marvin wütend an. Speichelbläschen bildeten sich in ihren Mundwinkeln.

„Du Dreckstück!“ fauchte sie und spreizte die Finger. „Du billiger Gigolo, laß deine schmierigen Hände von der Botschaft!“

Marvin Cohen zuckte unwillkürlich zurück, und dann durchfuhr es ihn siedendheiß. Er begriff, wußte plötzlich, daß diese Frau unter einem fremden Willen stand. Wut und Zorn stiegen in ihm hoch. Er holte aus und wollte sie schlagen,

wollte sie wieder zur Vernunft bringen. Denn Cohen wußte sehr wohl, was diese Botschaft, die er zum Teil noch mitbekommen hatte, bedeutete, Bruchteile von Sekunden später veränderte sie sich jedoch, sackte förmlich in sich zusammen, kam zu sich, wurde verlegen und unsicher, stammelte Worte der Entschuldigung und nahm eine Demutshaltung ihm gegenüber ein, die seine Hand bremste.

„Entschuldigung“, sagte sie verzweifelt. „Ich glaube, mir war nicht gut.“

„Was haben Sie denn da gerade gehört?“ fragte Cohen und sah schnell zu Lilian hinüber, die ein paar Schritte weitergegangen war und von der Szene nichts mitbekommen hatte.

„Ich - ich weiß es nicht“, antwortete die Krankenschwester. „Plötzlich war die Musik nicht mehr da. Ich hörte eine Stimme - hörte irgend etwas. Ich weiß es nicht.“

Sie drehte sich abrupt um und wollte gehen.

„Stop!“ sagte Cohen und hielt sie an der Schulter fest. „Geben Sie mir den Schlüssel zur Pforte!“

Sie nickte geistesabwesend, griff in die Umhängetasche und fischte einen großen Schlüssel heraus, den sie Marvin reichte. Danach wandte sie sich um und verschwand im dichten Unterholz.

Am liebsten wäre Cohen ihr nachgegangen, hätte ihr noch ein paar gezielte Fragen gestellt, doch da war Lilian, die er nicht allein zurücklassen wollte. Er ging zu ihr, lächelte sie an, faßte nach ihrem Arm und deutete dann auf den schmalen Weg, der hinter einem dichten Strauch zu sehen war.

Marvin Cohen dachte über das nach, was er eben gehört hatte. Als ehemaliger Exekutor wußte er die Worte aus dem Radio sehr gut zu deuten. Die Dämonen gingen wieder um, verfügten hier in London erstaunlicherweise sogar über einen eigenen Sender, schienen einen neuen Orden des Satans

gegründet zu haben.

Marvin Cohen legte unwillkürlich schützend einen Arm um Lilians Schultern und erreichte mit ihr die Pforte. Als er sie aufschließen wollte, schien sie sich von allein zu öffnen. Marvin hatte nur den Schlüssel ins Schloß gesteckt. Der Schlüssel drehte sich in seiner Hand von selbst. War er nur das Opfer seiner Einbildung geworden? Stand er noch unter dem Eindruck dessen, was er eben gehört hatte?

Er zog die schwere Pforte auf und verließ mit Lilian den Park.

Weite, sattgrüne Wiesen waren zu sehen, Hecken und Büsche. Über den Baumkronen eines kleinen Wäldchens ragte der gedrungene Turm einer Dorfkirche empor.

„Dort!“ sagte Lilian zu Marvins Überraschung. „Dort, Marvin! Es ruft mich. Wir müssen gehen.“

„Wer ruft?“ fragte Cohen unruhig.

„Es“, lautete ihre Antwort. „So kommen Sie doch, Marvin! Schnell! Ich freue mich so.“

Marvin schaute in ihr schmales Gesicht. Es hatte sich gerötet und verriet Interesse. Ihre Augen leuchteten wie die eines beschenkten Kindes. Marvin nickte und ging mit ihr weiter. Doch er war jetzt wachsam, spürte, daß Gefahr und Unheil drohten.

Die kleine ehemalige Dorfkirche war sehr alt. Sie stand inmitten eines Totenackers, dessen Grabsteine windschief und deren verwitterte Inschriften kaum noch zu lesen waren. Ein Steinwall umgab diesen kleinen Friedhof, der einen verlassenen und ungepflegten Eindruck machte. Der gedrungene Kirchturm aus unregelmäßigen Feldsteinen war mit Efeu bedeckt, die bleiverglasten Fenster im Kirchenschiff wirkten düster und abweisend. Im Sonnenlicht mochte diese kleine Kirche noch freundlich aussehen, doch jetzt, als Wolken vor die Sonne zogen, scheute Cohen unwillkürlich zurück,

während Lilian Hunter auf den Seiteneingang zuschritt.

„Hören Sie doch, Marvin!“ sagte sie und schob den Kopf etwas vor, „Hören Sie?“

„Nicht direkt“, antwortete Cohen vorsichtig. Er wollte sie nicht verletzen. Natürlich wußte er, daß ihr Geist sich verwirrt hatte. Die Gründe hierfür lagen in der Vergangenheit, über die selbst Dorian, der Dämonenkiller, nicht gern redete. Kurz nach der Hochzeit war Lilian in die Gewalt dunkler Mächte und Dämonen geraten und hatte darüber den Verstand verloren.

Sie hatte sich jetzt längst von Cohen gelöst. Lilian ließ ihn zurück, ging immer schneller auf den Seiteneingang zu. Ihre Bewegungen waren koordiniert und sicher. Sie war sich ihres Körpers voll bewußt. Marvin sah ihr bewundernd nach.

Lilian hatte die schwere Holztür mit den alten Eisenbeschlägen bereits aufgedrückt, scheinbar mühelos. Sie richtete sich auf, wurde zu einer jungen, selbstsicheren Frau, ging über die ausgetretenen Steinplatten und blieb vor dem Mittelgang stehen.

Marvin verharrte neben dem alten Gitter aus Schmiedeeisen. Hier war er unbeobachtet und konnte sie mit seinen Blicken verschlingen. Es waren Blicke, die mit brutalem Sex nichts zu tun hatten; Zärtlichkeit drückten seine Augen aus.

„Sehen Sie die Braut, Marvin?“

Sie redete ihn an, ohne ihren Kopf nach ihm umzuwenden, sprach leise, aber deutlich.

„Sehen Sie doch die Braut!“ wiederholte sie und betrat zögernd den Mittelgang. Sie näherte sich langsam dem Altar, „Wie schön sie ist! Unsagbar schön!“

„Erkennen Sie das Gesicht, Lilian?“ fragte Marvin leise.

„Ich sehe nur das Kleid, kein Gesicht. Und ich sehe auch den Bräutigam. Aber er wendet mir den Rücken zu. Warum dreht er sich nicht um? Ich weiß, daß ich ihn kennen werde. Ich

spüre, daß wir uns kennen, Warum dreht er sich nicht um?“

Lilians Stimme wurde klagend.

„Wer ist die Braut?“ fragte Cohen eindringlich, ohne sich aber vom Gitter zu lösen.

Er ahnte, ja, er wußte, daß dies die Kirche sein mußte, in der sie Dorian geheiratet hatte. Eifersucht keimte plötzlich wieder in ihm. Er wünschte sich fast, daß die Bilder der Erinnerung für Lilian nicht zu deutlich wurden. Sie sollte sich nicht an Dorian erinnern. Sie war zu gut für ihn.

„Nein!“ stieß Lilian Hunter jetzt hervor. Sie nahm die Hände vor die Brust, beugte sich vor, sank auf die Knie. Ihre schmalen, zerbrechlichen Schultern bebten. Sie weinte, schluchzte.

„Wer ist die Braut?“ fragte Cohen gegen seinen Willen. Er hatte das Gefühl, ihre seelische Blockade jetzt durchbrechen zu können. Für Dorian tat er es gewiß nicht. Es ging ihm nur um diese Frau, die er verehrte.

„Ich bin die Braut“, antwortete sie leise. „Ich bin die Braut und werde heiraten. Ich erkenne mich ganz deutlich. Ich höre die Orgel und den Chor. Oh, wie wunderschön diese Musik ist! Und die vielen Blumen auf dem Altar - die Menschen ... Aber wer ist mein Bräutigam? Wer ist es?“

Marvin Cohen preßte die Lippen zusammen. Er hätte jetzt den Namen Doriens nennen müssen, doch er wollte es nicht. Sie hatte sich an ihre Trauung hier in der kleinen Dorfkirche erinnert. Wenn sie sich auch noch an Dorian erinnerte, dann war sie für ihn verloren; dann war er nur noch Statist „Wer ist mein Bräutigam?“

Qual, Sehnsucht und Verzweiflung waren in Lilians Stimme.

Cohen sah krampfhaft zu Boden und verriet in diesem Moment seinen Freund Dorian. Er brachte es einfach nicht über sich, dessen Namen zu nennen, Lilian ein Stichwort zu geben.

Er schämte sich, wußte, daß er sich wie ein Schuft benahm, doch er kam gegen seine aufgewühlten Gefühle nicht an.

Sein Blick irrte von ihrer schlanken Gestalt ab. Seine Augen suchten einen Punkt an der Längswand des Kirchenschiffes. Und in diesem Moment sah er die Gestalt, die hinter einer der dicken, gedrungenen Säulen hervortrat. Sie trug einen weiten, schwarzen Umhang und eine Halbmaske, bleckte die Zähne, grinste und machte eine obszöne Geste, wie man sie sich gemeiner und eindeutiger einfach nicht vorstellen konnte. Es erschien eine zweite Gestalt, dann eine dritte, eine vierte. Von allen Seiten tauchten die Vermummten, die sich nur in der Art ihrer Gesichtsmasken unterschieden, auf. Noch waren sie stumm, doch ihre Absicht war unverkennbar. Sie wurden vom Altar magisch angezogen, pirschten sich an ihn heran, schienen die Anwesenheit von Lilian und Cohen zu übersehen.

Lilian!

Sie hatte noch nichts von den Vermummten bemerkt, saß nun in einer Kirchenbank und war in Gedanken versunken. Marvin drehte sich um und entdeckte zwischen den Säulen der anderen Seite ebenfalls Vermummte, die sich langsam dem Altar näherten. Sie erinnerten an Gewürm, das sich ringelt und schlängelt, windet und krümmt. Woher sie kamen, wußte Cohen natürlich nicht. Wahrscheinlich waren sie bereits in der Kirche gewesen, als er und Lilian sie betreten hatten.

Plötzlich, wie auf ein geheimes Kommando hin, schwenkten die Vermummten nach links und rechts ein, schlichen durch die Reihen der Kirchenbänke und näherten sich halbkreisförmig Lilian, die jetzt hochschaute und gellend schrie.

Dunkle Schreckensbilder mußten in ihr hochgestiegen sein. Abwehrend streckte sie beide Arme aus, sah sich wie ein gehetztes Tier um, wollte durch den Mittelgang zurück zu Cohen laufen, prallte jedoch gegen die sich schließende Mauer der unheimlichen Wesen.

Marvin Cohen war wie elektrisiert. Lilian brauchte seine Hilfe; Er schob sich um das Eisengitter herum und rannte auf die Gruppe der Vermummten zu, hinter der Lilian verschwunden war. Genau in diesem Moment gaben die Schreckengestalten ihr Schweigen auf. Schrill und wahnwitzig heulten sie auf, bis ihre Stimmen einen ganz bestimmten Rhythmus fanden und die Worte *To Mega Therion* skandierten. Der Chor wurde immer schriller, zerrte und riß an den Nerven, schuf Angst und Grauen.

Ob Lilian noch schrie, vermochte Marvin nicht zu hören. Er hatte jetzt die Vermummten erreicht und griff sie erbarmungslos an. Cohen befand sich damit in seinem Element. Seine Handkanten wurden zu lebensgefährlichen Waffen. Er schlug hart und gnadenlos zu.

Die Vermummten wurden von seinen Schlägen überrascht. Sie purzelten durcheinander, schrien gellend auf, fuhren herum, wehrten sich, schlugen zurück.

Marvin hatte es mit einer Übermacht zu tun, doch er setzte einige Gegner schnell außer Gefecht, obwohl auch er einstecken mußte. Fausthiebe trafen ihn, dann Stöcke und Peitschenstränge.

Wo war Lilian? Er rief ihren Namen, glaubte ihre verzweifelte Stimme zu hören und sah sie dann endlich.

Sie hatten ihr das Chanel-Kostüm fast vom Körper gerissen. Drei Vermummte schleiften die sich wehrende Frau hinüber zum Altar. Gierige Hände griffen nach ihr, kannten keine Rücksicht, tasteten ihren Körper ab.

„Lilian!“

Marvins Stimme war wie ein Peitschenhieb. Er sah rot und verlor für einen Augenblick den Rest an Selbstkontrolle. Er wurde zu einer Kampfmaschine, die automatisch reagierte, bahnte sich eine schmale Gasse durch die Leiber der Vermummten, bis er Lilian erreicht hatte.

Die drei Schreckengestalten, die Lilian wegschleppten, hatten die Gefahr inzwischen bemerkt. Sie ließen Lilian fallen und bauten sich auf, lange Schlagstöcke in den Händen, die sie drohend erhoben.

Cohen unterließ sie, wurde dennoch hart getroffen, stöhnte, wurde von Schmerzwellen überflutet, ging darin aber nicht unter. Er schlug zurück, härter noch als zuvor, schüttelte einen Vermummten ab, der ihm auf den Rücken gesprungen war, trat um sich und zeigte seine Qualitäten, auf die der Dämonenkiller nicht hatte verzichten wollen im Kampf gegen den Beherrscher der Finsternis.

Lilian kroch über den Boden aus der Gefahrenzone und erreichte die ersten Stufen, die hinauf zum Altar führten. Plötzlich sah sie sich zwei anderen Vermummten gegenüber, die nach ihr griffen, sie hochrissen und zum Altar drängten. Sie fetzten ihr den Rest der Kleidung vom Leib, drückten sie auf das Tuch, das den Altar bedeckte, spreizten ihre Arme und langten gierig nach ihren langen, schlanken Beinen.

Marvin war die Rettung. Mit einem Fußtritt jagte er einen der Vermummten in die Luft. Die Gestalt landete krachend im Kirchengestühl und wimmerte. Die beiden anderen handelten sich von ihm knochenharte Hiebe mit der Hand ein. Sie purzelten zur Seite, heulten, stießen gellende Schreie aus. „Kommen Sie, Lilian!“ Marvin war bärenstark. Er warf sie sich über die linke Schulter, lief mit ihr hinüber in die nahe Sakristei, schob die Tür auf und ließ Lilian auf einen Holzsessel gleiten. Dann rannte er zur Tür zurück, blickte in die Kirche hinein, zog aber hastig den Kopf aus dem Spalt.

Schweinsblasen, mit Blut und Innereien frisch geschlachteter Opfertiere gefüllt, zischten auf ihn zu, zerplatzten links und rechts von der Tür, besudelten den heiligen Altarraum. Marvin sah einige Vermummte, die die heiligen Reliquien an sich rafften und sie unter ihren kuttenähnlichen Umhängen verschwinden ließen.

Als er die Tür schloß und verriegelte, war der Ruf „To Mega Therion“ zu vernehmen, ein Ruf, der sich zu einem wütenden, rasenden Gebrüll steigerte; und Sekunden später prallten die ersten Leiber wütend gegen die schmale, aber solide Tür, die unter der Wucht der Körper erzitterte.

„Wir müssen weg, Lilian“, sagte er. „Werden Sie es schaffen?“

Sie sah ihn an und nickte. Marvin bemerkte zu seiner Überraschung, daß ihre Augen erstaunlich klar waren.

An einem Haken neben einem alten Schrank entdeckte er eine Art Umhang. Er riß ihn an sich, legte ihn über die nackten Schultern der Frau, hob sie auf die Arme und trug sie zur Tür, die hinaus zum Todesacker führte. Das alte Kastenschloß hing zerfetzt im Holz - ein sicheres Zeichen dafür, daß die Anhänger Satans die Sakristei aufgebrochen hatten. Lange konnte es nicht mehr dauern, bis sie auch die andere Tür aus den Angeln hoben. Jetzt kam es auf jede Sekunde an. Marvin schob die Tür mit seinem linken Fuß auf, schaute sich kurz um, rannte dann mit seiner Last hinüber zu den Grabdenkmälern, ging in Deckung und wartete einen Moment, ehe er den nächsten Abschnitt seiner Flucht riskierte.

Vorsichtig ließ er Lilian schließlich auf die andere Seite des Steinwalls gleiten, sprang nach und sah seine Begleiterin dann prüfend an.

Sie erwiderte seinen Blick, lächelte verträumt und - ging wieder wie in Trance auf das kleine Wäldchen zu.

Marvin zögerte, ihr sofort zu folgen. Er horchte zu der kleinen Kirche hinüber. Es herrschte absolute Stille.

Als er sich umwandte und Lilian folgte, fiel sein Blick auf eine nackte Kinderpuppe, die halb unter einem Strauch lag. Sie bestand nur noch aus dem Rumpf, dem Kopf und einem zersplitterten Bein. Die Augen waren eingedrückt, aber noch zu sehen.

Schäudernd wandte Marvin sich ab. Diese Puppe erinnerte ihn nur zu deutlich an die Hilflosigkeit Lilians, ließ ihn ahnen, welches Schicksal sie erwartete, wenn er nicht aufpaßte.

Es war dunkel geworden. Monty Cooke stand auf der anderen Straßenseite und beobachtete seine Artistenkollegen, die nacheinander, einzeln oder in Gruppen, vor dem Bühneneingang erschienen und dann in dem großen, grauen Haus verschwanden.

Monty traute sich nicht in seine Garderobe zurück. Zu sehr stand er noch unter dem Eindruck dessen, was er dort beobachtet und erlebt hatte. Voller Schauder dachte er an die unheimliche fremde Puppe, an seinen Manager Hyde und dessen Beschwörung und Anbetung des Bösen.

Endlich erschien David Hyde. Monty überquerte die Fahrbahn und baute sich vor ihm auf. Hyde sah ihn unsicher mit flackerndem Blick an. Er machte einen abgespannten und erschöpften Eindruck. Von seiner lärmenden Selbstsicherheit war nichts mehr zu bemerken.

„Ich muß mit dir reden, Monty“, sagte er. „Ich habe versucht, dich in der Pension zu erreichen.“

„Ich war in irgendeinem Lokal“, antwortete Monty. „Ich habe nachgedacht.“

„Kann ich mir vorstellen, Monty, hör zu, Junge, ich muß dir da einiges erklären, dann wirst du mich verstehen.“

„Fang an, David!“

„Gehen wir rauf in deine Garderobe, Monty.“

„Ist die inzwischen wieder in Ordnung?“

„Natürlich. Ich bin noch einmal zurückgekommen, Monty. Du hast nichts zu befürchten.“

Monty nickte und blieb neben seinem Manager. Sie verschwanden im Bühneneingang, stiegen über die Eisentreppe

hinauf ins Obergeschoß und erreichten die Garderobe. Hyde öffnete die Tür weit und ließ Monty hineinblicken. Cooke atmete erleichtert auf, als er alles an seinem gewohnten Platz vorfand. Zögernd folgte er Hyde in die Garderobe; er blieb auf der Hut, rechnete mit Überraschungen. Erleichtert registrierte er, daß die schwarzen Kerzen nicht mehr zu sehen waren. Auch die fremde Puppe war verschwunden. Die Garderobe sah so normal aus wie jede andere. Monty ließ sich im Sessel vor dem Schminktisch nieder und sah erwartungsvoll seinen Manager an.

David Hyde schloß die Tür, zündete sich mit mühsam beherrschten Bewegungen eine Zigarre an, lehnte sich gegen die nackte Ziegelwand und schien nach Worten zu suchen.

„Mach's nicht so spannend!“ sagte Monty, der seinem Manager gegenüber an innerer Sicherheit gewonnen hatte.

„Hast du schon mal was von Aleister Crowley gehört?“ begann Hyde zögernd und sah Monty prüfend an.

„Wer ist das? Ein Kollege von mir?“

„Mann, hast du eine Ahnung!“ Hyde schüttelte den Kopf und lachte sichtlich gezwungen. „Aleister Crowley ist der Gründer des Ordens *Ordo Argentinum Astrum*.“

„Damit kann ich nichts anfangen, David. Was soll das bedeuten?“

David Hyde reckte sich, schien sich jetzt sicherer zu fühlen. Eine innere Begeisterung erfaßte ihn, die Monty sofort bemerkte.

„Handelt es sich um einen Geheimorden?“ fragte er.

„Jetzt kommst du der Sache schon bedeutend näher, Monty. Crowley ist der Herrscher des Thelema-Ordens. Nein, laß mich jetzt erzählen! Fragen kannst du später immer noch stellen. Aleister Crowley wird auch To Mega Therion genannt. Die Bezeichnung stammt aus der Apokalypse und bedeutet soviel

wie ‚Das große Tier‘. Er war zuerst im hermetischen Orden *Golden Dawn*, bis er seinen eigenen Orden gründete.“

„To Mega Therion?“ wiederholte Monty nachdenklich und erinnerte sich der Szene in seiner Garderobe. „War das nicht der Name, den du vor ein paar Stunden hier genannt hast?“

„To Mega Therion“, wiederholte David Hyde mit verhaltenem Pathos. „Das große Tier - der Meister der schwarzen Magie, der Herrscher über die Schatten und Dämonen, der Wegbereiter Satans.“

„Was soll dieser Unsinn, David?“

Monty war gegen seinen Willen nun doch beeindruckt.

„Er weist den Weg zum wahren und wirklichen Leben, Monty“, sagte Hyde beschwörend, fast inbrünstig. „Er ist das wahre Leben.“

„Und du betest dieses große Tier an?“

„Ich unterwerfe mich ihm in Demut, diene ihm, Monty. Er hat mir den Zugang zu einem Leben gezeigt, wo es keine Sünden mehr gibt, da wir die Sünde, wie man sie der Menschheit seit fast zweitausend Jahren eingehämmert hat, bejahren.“

„Das - das ist Gotteslästerung, David“, gab Monty zurück und schüttelte abwehrend den Kopf.

„Satan ist unser Gott, nur Satan allein. Er befreit uns Sterbliche von den Zwängen falscher Rituale. Er macht uns wieder frei wie vor dem angeblichen Sündenfall.“ „Und wo wohnt dieses große Tier?“

„Er ist überall, Monty. Er ist in jedem von uns und dadurch vielfältig.“

„Aber er muß doch irgendwo wohnen?“

„Wir hören nur seine Stimme und seine Befehle.“

„Befehle, die befreien, David? Das ist ein Widerspruch in sich.“

„Du hast es erfaßt“, gab David Hyde ekstatisch zurück.
„Freiheit durch den Zwang und die Fürsorge Satans. Unterwerfe dich seinem Willen, Monty, und du wirst ein neuer Mensch ohne Zwänge sein! Laß dich von Satan neu erschaffen, dann weißt du erst, was Mensch sein heißt.“

Monty Cooke war verwirrt, wußte nicht, was er zu diesem Wust von Worten und Widersprüchen sagen sollte. Er fühlte nur, daß sein Manager ganz im Banne dieses großen Tieres stand, daß Hyde sich aber offensichtlich wohl in seiner Haut fühlte.

„Und warum hast du ausgerechnet hier in meiner Garderobe auf den Knien gelegen?“ wollte er wissen.

„Es war die Stunde der geheimen und wahren Botschaft“, antwortete Hyde wie selbstverständlich. „Sie kommt über Radio und erreicht jeden, der sie hören will.“

„Dazu gehört ein Sender“, sagte Monty. Er hoffte, Davids wiedergewonne Selbstsicherheit erschüttern zu können.

„Es gibt den Sender“, sagte Hyde fast nebenbei, als lohnte es sich nicht, über diese Selbstverständlichkeiten zu reden.

„Und wo steht der?“ Monty ließ nicht locker.

„Im Reich der Dämonen“, antwortete Hyde gelassen und vage zugleich.

„Wie groß ist dieser Orden, David? Es kann sich doch nur um wenige Eingeweihte handeln.“

„Unsere Zahl ist bereits Legion, und sie steigt ständig von Tag zu Tag, Monty. Was scheren uns Verfolgungen und Nachstellungen, der wahre Glaube wird siegen.“

„Du willst mir deinen Orden schmackhaft machen, wie?“

Monty hörte sehr wohl, daß sein Manager Worte und Sätze formte, die im Grunde nicht zu seinem normalen Wortschatz gehörten. Er redete in einer unnatürlichen und angelernten Diktion und mit schwülstigem Pathos.

„Ich will dich befreien, Monty“, sagte Hyde eindringlich und fast beschwörend. „Folge uns auf dem Weg zum wahren Leben! To Mega Therion wartet auf dich.“

Bevor Monty Cooke antworten konnte, schrillte die Klingel über seiner Tür. Es handelte sich um die erste Vorwarnung für die Abendvorstellung. Bis zum Auftritt hatte er jetzt noch eine halbe Stunde Zeit.

David Hyde sah Monty eindringlich an und verließ dann langsam die Garderobe. In der halbgeöffneten Tür blieb er noch einmal kurz stehen.

„Denke nicht an Verrat!“ sagte er warnend. „Die Strafe der Dämonen würde gräßlich sein, Monty. Ganz abgesehen davon, daß ich alles abstreiten würde.“

Langsam schloß sich die Tür hinter ihm. Monty wandte den Kopf herum und betrachtete sich im Spiegel. Er war völlig verwirrt und durcheinander, wußte nicht, was er von den beschwörenden Worten seines Managers halten sollte.

„Hat es Ärger gegeben?“ fragte Trevor Sullivan und sah Marvin prüfend an, der langsam in den großen Wohnraum kam.

„Dämonen“, gab Cohen lakonisch zurück, „oder besser gesagt, Satansanhänger.“

„Und Mrs. Hunter?“ Echte Sorge klang aus Sullivans Stimme.

„Befindet sich in Sicherheit“, antwortete Cohen nervös. „Vorerst noch. Ob das aber auf die Dauer gutgehen wird, weiß ich nicht.“

„Erzählen Sie doch endlich, Cohen!“ drängte Sullivan ungeduldig. „Wo haben Sie die Satansanhänger gesehen?“

Marvin Cohen ließ sich Zeit, ging hinüber zum kleinen Wandtisch und mixte sich einen Drink, den er gierig in sich

hineingoß. Dann holte er tief Luft, lehnte sich an den Kamin und berichtete - zuerst suchend und stockend, allmählich immer schneller und engagierter - von seinen Erlebnissen.

„To Mega Therion?“ fragte Sullivan verblüfft, als Cohen seine Geschichte beendet hatte. „Thelema-Orden? Das klingt nach Aleister Crowley, Cohen.“

„Natürlich tut es das“, meinte Marvin gereizt. „Ich habe mir darüber natürlich auch Gedanken gemacht. Was dachten denn Sie?“

„Aleister Crowley starb doch bereits 1947, Cohen.“

„Ich weiß, Sullivan“, entgegnete Marvin nachdenklich. „Sieht so aus, als sei er auferstanden.“

„Ausgeschlossen und unmöglich, Cohen. Ich selbst habe doch in Doriens Auftrag Crowley's Grab gegen alle schwarze Magie abgesichert.“

„Vielleicht ist Ihnen dabei ein kleiner Fehler unterlaufen“, spöttelte Marvin ohne Nachdruck.

„Irgendeine Macht bedient sich Crowley's Namen“, schlußfolgerte Sullivan, ohne auf die Spöttelei Marvins überhaupt einzugehen.

„Es sind die Dämonen“, sagte Marvin, ebenfalls wieder sachlich werdend. „Und sie sind plötzlich aktiver denn je.“

„Weil Dorian nicht da ist“, klagte Sullivan. „Die Ratten trauen sich aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Cohen, ich fürchte, wir alle haben geschlafen. Wir hätten uns mehr mit unserer Außenwelt beschäftigen müssen.“

„Das wird jetzt geschehen, Sullivan. Ich habe diese Satansanhänger erlebt - und zwar aus nächster Nähe. Sie müssen sich bereits organisiert haben.“

„Wir brauchen Informationen“, sagte Trevor Sullivan nachdrücklich. „Ich werde sofort die entsprechenden Kanäle anzapfen. In ein paar Stunden wissen wir mehr oder bereits

alles, was an die Öffentlichkeit durchgedrungen ist.“

Trevor Sullivans Lethargie war verflogen. Eine Aufgabe wartete auf ihn. Er nickte Cohen knapp zu und verschwand dann in der Bibliothek des Hauses, um von dort aus zu telefonieren.

Cohen zündete sich eine Zigarette an und dachte an Lilian Hunter. Es paßte ihm überhaupt nicht, daß er diese wehrlose und zerbrechliche Frau in der O'Hara-Stiftung hatte zurücklassen müssen. In diesem Zusammenhang dachte er auch an die derbe und stämmige Krankenschwester, die eine Radiosendung des Thelema-Ordens abgehört hatte. War diese Frau bereits eine Anhängerin dieses Ordens? War sie vielleicht sogar auf Lilian angesetzt worden?

Cohen fragte sich, wer wohl hinter dieser Radiodurchsage stecken mochte. Wer leitete diesen neuen Thelema-Orden? Wer gab sich als To Mega Therion aus? Es mußte sich um einen Eingeweihten handeln, der die Riten und die Sprache der Satansanhänger bis ins Detail kannte. Was bezweckte diese Person mit der Neubelebung des Thelema-Ordens? Handelte sie im Auftrag echter Dämonen? War sie eine Marionette Satans?

Fragen über Fragen, auf die Marvin keine Antwort fand. Er ging noch einmal zum Wandtisch hinüber und mixte sich einen zweiten Drink, den er ebenfalls in sich hineingoß. Durch die geschlossene Tür zur Bibliothek hörte er die schneidende Stimme Sullivans, der jetzt in seinem Element war.

Cohen verzog das Gesicht. Er konnte diese Stimme kaum noch hören. Sie ging ihm auf die Nerven. Er brauchte jetzt eine Ablenkung; und er wußte auch, wo er sie finden konnte. Er verließ das Haus, ohne sich bei Sullivan abzumelden. Leise schlug er die Tür hinter sich zu, setzte sich in seinen Wagen und fuhr los. Sein Ziel war Soho, das große Vergnügungsviertel Londons. In der Nähe von Soho Square

ließ er seinen Wagen stehen und ging zu Fuß weiter in die Greek Street. Hier betrat er eines der vielen Vergnügungslokale, in denen Stripperinnen arbeiteten. Cohen war bekannt in dem Schuppen. Er nickte der alten Frau hinter der Garderobentheke lässig zu, schlug den Vorhang aus Perlenschnüren zur Seite und blieb an der Bar stehen.

Die Nachbar war kaum größer als zwei normale Wohnräume. Rötliches Licht sickerte aus versteckt angebrachten Lampen und ließ die Konturen der Besucher kaum erkennen.

Cohen bestellte sich einen Drink, sah auf seine Uhr und vergewisserte sich, daß Rose in wenigen Minuten ihren Auftritt haben würde.

Er brauchte nicht lange zu warten. Sie erschien ohne jede Vorankündigung auf der handtuchschmalen Bühne und wurde von einem Lichtkegel aus dem rötlichen Dämmerlicht herausgestanzt. Die bisher leise Musik wurde lauter und begleitete jetzt die lasziven Bewegungen der großen und schlanken Frau, deren rotes Haar wie ein Kupferhelm wirkte. Sie trug das übliche geschlitzte Abendkleid, lange Handschuhe und hochhackige Schuhe; durch den Schlitz konnte man ihre Strumpfbänder sehen.

Sie bot nicht viel, war billiger, ordinärer Durchschnitt, ohne einen Hauch von Erotik. Fast gelangweilt und lustlos entkleidete sie sich, ließ das Abendkleid fallen und tänzelte dann ein wenig in ihrer mehr als knappen Unterwäsche herum. Sie hatte es sehr eilig, ihre Strip-Nummer hinter sich zu bringen und von der kleinen Bühne zu verschwinden. Der Beifall war mehr als gering.

Marvin Cohen hatte sie genau beobachtet und sofort bemerkt, daß irgend etwas mit ihr nicht stimmte. Er kannte Rose Jamin, wie sie hieß, besser, wußte aus Erfahrung, was sie sonst zu bieten hatte. Er drückte sich von der Bartheke ab, ging

zurück nach vorn, klappte das Thekenbrett der Garderobe hoch, verschwand hinter den Mänteln der Gäste und öffnete die schmale Brettertür, die hinunter ins Souterrain führte. Dort befanden sich die winzigen Garderoben der Stripperinnen.

Neil Hatters, der Besitzer des Nachtclubs, ein kleiner, glatzköpfiger Mann mit dem Aussehen eines höheren Bankangestellten, stand in dem kleinen Viereck, in das die eiserne Wendeltreppe von der Bühne führte. Er stand vor Rose Jamin, doch er schien friedlich zu sein.

„Schon gut, Kindchen, schon gut“, sagte er beruhigend. „Immer kann man nicht in Form sein. Machen Sie Schluß für heute! Gestern war's anstrengend genug für Sie.“

„Hallo, Hatters!“ Marvin schob sich in das Viereck und nickte dem kleinen Mann beiläufig zu. „Was war gestern so besonders anstrengend?“

„Marvin!“ stieß Rose Jamin überrascht hervor und setzte ein mechanisches Lächeln auf. „Warum hast du nicht angerufen?“

„Was war gestern so besonders anstrengend?“ wiederholte Cohen seine Frage.

„Wir waren in einen Privatclub eingeladen“, antwortete Rose. „Was dagegen?“

Jetzt strahlte sie das aus, was sie oben auf der Bühne hatte vermissen lassen: Sinnlichkeit.

„Was sollte ich schon dagegen haben?“ fragte Cohen.

„Eben“, meinte sie. „Noch kann ich tun und lassen, was ich will.“

„Schon gut, Rose“, versuchte er sie zu beruhigen, denn er kannte ihr ungezügeltes Temperament. „War nur eine Frage am Rande.“

Neil Hatters verschwand schnell hinter einer Tür. Rose wandte sich ab und schritt mit herausfordernd wiegenden Hüften auf eine schmale Tür zu, hinter der sich ihre Garderobe

befand. Marvin, der ihr folgte, kleidete sie mit seinen Blicken aus, wozu allerdings nicht viel gehörte. Sie trug nur einen zerknitterten Schminkmantel, der gerade bis zu ihren Oberschenkeln reichte. Ihre Körperlinien zeichneten sich deutlich ab, wirkten aufreizend und auch irgendwie vulgär.

Sie war seine geheime Leidenschaft, von der er keinem Menschen je erzählt hatte. Er liebte diesen vulgären Körper, der schon durch sehr viele Hände gegangen war. Er liebte ihre ordinäre Sprache, die aus der Gosse stammte. Er ließ sich nur zu gern von ihr beherrschen. In ihrer Gegenwart brauchte er nicht den starken Mann zu spielen, den nichts zu erschüttern vermochte. War er bei ihr, konnte er sich ungeniert gehenlassen.

„Bist du nicht in Form?“ fragte sie überrascht, als er nicht wie üblich auf sie reagierte. Sie hatte sich den leichten Schminkmantel abgestreift und präsentierte sich ihm in ihrer ganzen aufreizenden Nacktheit. Rose war gewohnt, daß er in solchen Augenblicken hilflos war, nur noch ein Sklave ihres Willens und Verlangens.

Marvin Cohen lächelte verlegen, fast gequält. Er musterte ihren nackten Körper mit prüfenden Blicken, doch das Verlangen, sie zu besitzen, wurde nicht wach in ihm. Cohen dachte gerade in diesem Moment unwillkürlich an Lilian Hunter. Was für ein Unterschied! Hier die ordinäre Frau, dort eine zerbrechliche Dame. Hier nichts als Lust, dort eine Hilflosigkeit, die mit Sex überhaupt nichts zu tun hatte.

Rose Jamin beging einen Fehler. Sie wollte Cohen animieren, schlängelte sich an ihn heran, legte ihre Arme um seinen Hals und preßte ihren Körper an ihn. Normalerweise genügte das, um Marvin herauszufordern, doch an diesem Abend reagierte er anders.

„Hau ab!“ herrschte er sie an und schob sie abrupt von sich.
„Muß du immer nur daran denken?“

„Immer“, gab sie lächelnd zurück.

„Laß mich!“

Er griff nach ihren Handgelenken, umspannte sie und schleuderte Rose auf die schmale, durchgelegene Couch, die an der Längswand der kleinen Garderobe stand. Sie richtete sich auf, sah ihn verblüfft an.

„So ist das also“, sagte sie langsam. „Ich habe kapiert, du Strolch. Ich bin dir also nicht mehr gut genug. In Ordnung, aber dann verschwinde und laß dich nie wieder sehen! Typen von deiner Sorte bekomme ich jeden Tag. Hau ab und geh! Du widerst mich an.“

Sie lachte jetzt spöttisch, legte sich zurück und schien seine Gegenwart bereits vergessen zu haben. Berechnung war in ihrer Haltung. Sie wußte genau, wie man diesen grobschlächtigen Mann zu behandeln hatte.

„Hör zu, Rose“, entschuldigte sich Cohen bereits. Er hatte Lilian vergessen, sah nur noch diesen nackten Körper. „Leg doch nicht alles auf die Goldwaage!“

„Verschwinde!“ fuhr sie ihn gereizt an. „Du gehst mir schon lange auf die Nerven.“

Sie schwang ihre Beine herum, setzte sich auf und griff nach ihren Strümpfen, die über einem Hocker lagen. Aufreizend streifte sie sie sich über.

„Rose!“ Er beugte sich über sie, roch den starken Moschusduft, den ihre Haut ausströmte, wollte ihre Schultern küssen. Rose wußte, daß sie ihn wieder im Griff hatte, lachte girrend, schob ihn zurück, widersetzte sich gespielt seiner Umarmung und ließ sich dann küssen. Während er die Augen schloß, sah sie ihn abschätzend an. Dann löste sie sich von seinem Mund und griff nach ihrem Schminkmantel.

„Du machst mich verrückt“, sagte er und atmete schwer.

„Du bist auch nicht ohne, Marvin“, gab sie zurück.

„Komm, laß uns schnell abhauen!“ bat er ungeduldig.

„Sag mal, Marvin, du kennst dich doch mit 'ner Menge Sachen aus, wie?“

Wieder dieser schnelle, prüfende und abschätzende Blick.

„Was meinst du speziell?“ fragte er anzüglich.

„Ich hab da heute im Radio was aufgeschnappt, Marvin. Irgendwas von einer Schwarzen Messe und einem Geheimorden.“

„Thelema-Orden, nicht wahr?“

„Genau, Marvin. So was möchte ich mal mitmachen.“

„Bist du verrückt?“ fragte er auflachend und schüttelte dann den Kopf. „Laß bloß die Finger davon! Du sitzt schneller in der Tinte, als du glaubst.“

„Bring mich zu solch einer Schwarzen Messe!“ forderte sie und drängte sich wieder an ihm. „Dann kannst du von mir verlangen, was immer du willst. Alles.“

Während sie redete, trat ein eigenartiges Glänzen in ihre Augen, das er bisher noch nie an ihr beobachtet hatte. Sollte sie sich etwa schon im Bann der Radiobeschwörung befinden? Aber kam es darauf an? Sie bot ihm alles, was immer er von ihr verlangte. Warum sollte er nicht auf ihren Vorschlag eingehen, zumal er sich ja ohnehin mit dem Thelema-Orden befassen wollte?

„Einverstanden“, sagte er und drängte sie zur Couch hinüber.
„Einverstanden, Rose.“

Sie knickte vor der Couchkante in den Knien ein und legte sich zurück. Er sah nicht das triumphierende Funkeln in ihren Augen.

Monty Cooke war allein auf der großen Bühne und befand sich in einer Art Rausch. Er hatte die Bestie Publikum

gebändigt. Sie fraß ihm aus der Hand. Vom Lampenfieber war nichts mehr zu spüren. Souverän beherrschte er das Geschehen und löste mit seinen Darbietungen immer wieder Beifallsstürme aus.

Im Schnittpunkt einiger gleißender Scheinwerfer saß er auf einem Studiohocker und führte seine Dialoge mit den Puppen, die durch seinen Mund antworteten. Die Täuschung war perfekt. Wenn die Puppen redeten, dann war Montys Mund geschlossen. Seine Technik war vollkommen. Er konnte rauchen oder trinken, und dennoch produzierte er Satzkaskaden.

Monty war eine Sensation, denn über die normalen Tricks hinaus konnte er auch noch jede beliebige Stimme imitieren, Stimmen von bekannten Politikern, Show-Stars und Schauspielern.

Er hatte gerade seine Nummer mit Jerry Lewis gebracht, die umwerfend komisch war. Das quäkende Näseln des Komikers kam seiner Technik besonders entgegen. Als der Beifall ertönte, rutschte Monty vom Studiohocker und verbeugte sich.

Er verschwand für Sekunden in der Dunkelheit neben den Lichtkegeln, griff nach Liz Taylor und erschien wieder im Licht. Jetzt war die Sexnummer an der Reihe, wie er sie privat nannte, ein pikanter Dialog zwischen ihm und Liz, dessen Wirkung in einem offensichtlichen Mißverständnis bestand. Die Nummer war zwar uralt, doch sie verfehlte ihre Wirkung nie. Der Dialog schien schlüpfrig und sehr anzüglich zu sein, bis das Publikum endlich merkte, daß die Puppe Liz bei ihm nur einen Kater kaufen wollte und ihn für einen Tierzüchter hielt.

Monty stieg auf den Hocker, wollte die ersten Worte der Handpuppe formen, als sie zu reden begann. Sie redete, ohne daß er etwas dazu tat.

Völlig überrascht und bestürzt wandte er den Kopf herum

und betrachtete Liz. Doch sie war es nicht. Er hielt eine völlig fremde Puppe in der rechten Hand. Und sie redete!

„Laß den ganzen Quatsch, Monty!“ sagte sie herausfordernd und zwingend. „Hör endlich auf mit dieser blöden Show! Es gibt wichtigere Dinge.“

Monty brach der kalte Schweiß aus. Er wußte nicht, woher diese Stimme kam, doch er sah ganz deutlich, daß sich die Kinnlade der Handpuppe bewegte, ohne daß er den kleinen Mechanismus in ihr betätigte.

Monty improvisierte. Kein Mensch hier in dem großen Variete durfte ahnen, daß die Show außer Kontrolle geraten war. Er sah jetzt auch, daß das Gesicht dieser Handpuppe etwas irritierend Menschliches hatte. Es war ein häßliches Gesicht mit Hakennase, hohen Brauen und betonten Wangen. Der Mund war breit und zynisch, die Augen glühten wie glimmende Kohlen.

„Es gibt wichtigere Dinge?“ wiederholte Monty mit heiserer Stimme.

„Du kennst doch das große Tier, nicht wahr?“ fragte sie Puppe.

„To Mega Therion“, bestätigte Monty. „Der Herrscher des Thelema-Ordens.“

„Na, endlich sind wir beim Thema!“ stellte die Puppe fest und nickte. Monty fühlte, wie seine Hand in der Puppe mitbewegt wurde.

„Was hast du uns zu sagen?“, wollte Monty wissen. Er hatte diese Frage gar nicht stellen wollen, doch sie kam wie selbstverständlich über seine Lippen.

In dem großen Haus war es totenstill geworden. Wußten die Zuschauer, daß dort oben auf der Bühne nicht mehr gespielt wurde?

„Crowley ist zurückgekommen!“ rief die Puppe, deren

Stimme sich jetzt fast überschlug. „Das große Tier wartet auf euch, ihr Dummköpfe. Beugt euch dem Willen Satans! Werdet frei! Feiert seine Schwarzen Messen und dient ihm mit Lust!“

„To Mega Therion!“ riefen einige Stimme aus dem Zuschauerraum. Irgendwo lachte eine Frau hysterisch und animiert auf. Ein zögernder Buhruf wurde niedergezischt.

„Worauf wartet ihr noch, Kinder des Satans?“ rief die Puppe in den Zuschauerraum. „Kommt herauf und zeigt ihm euren Gehorsam! Das große Tier sieht euch und wird bei euch sein.“

Nein, Monty konnte nichts dagegen tun.

Die Puppe deutete obszöne Bewegungen an, die an Eindeutigkeit nicht zu übertreffen waren. Einige Frauen und Männer erhoben sich zögernd von ihren Sitzen, schoben sich in den breiten Mittelgang, kamen auf die Bühne zu.

„Die Lust wird euch zu neuen und wahren Menschen machen“, verkündete die Puppe in Montys Hand. Er hatte sie längst wegwerfen wollen, doch sie war wie festgeschmiedet.

Und plötzlich war da Musik. Sie stammte nicht vom Orchester, das unterhalb der Bühne im Orchestergraben saß. Die Musiker waren aufgestanden, hatten ihre Instrumente aus der Hand gelegt und verrenkten sich die Hälse, um den Vorgang auf der Bühne besser beobachten zu können. Die Musik kam von überall, war schwül und sinnlich, erinnerte an schweres, betäubendes Parfüm. Dann wechselte der Rhythmus; er wurde schneller und peitschender. Schrille Dissonanzen klangen auf, verstärkten sich, wurden zu einer wilden Kakophonie, die die Nerven der Zuschauer vibrieren ließ.

Monty kniff die Augen zusammen, als die ersten Zuschauer über die Seitentreppe herauf auf die Bühne kamen. Eine junge Frau riß und zerrte sich ihre Kleider vom Körper, begann zu tanzen. Sie paßte sich der schrillen Musik an, näherte sich Monty und der Puppe, fiel vor ihr auf die Knie und hob beschwörend die Arme. Ein älterer Mann riß sie hoch und

zurück, schlang seine Arme um ihren fast nackten Oberkörper, tanzte täppisch mit ihr und grölte wild.

Mehr und mehr Zuschauer waren auf der Bühne. Im Zuschauerraum wurden Rufe nach dem großen Tier laut. Die Stimmen vereinigten sich schließlich und priesen im Chor den Namen Satans.

Eine Frau von etwa vierzig Jahren wälzte sich in wilden, schamlosen Zuckungen auf dem Boden der Bühne. Sie schien besessen zu sein, fetzte sich ihr teures Abendkleid vom Körper und schnellte sich mit dem Unterleib immer wieder hoch.

„Nimm mich, großes Tier!“ schrie sie ekstatisch. „Nimm mich! Dein Geschöpf will ich sein!“

Die Handpuppe beugte sich vor, lachte hämisch und meckernd. Ein stechender Schmerz fuhr durch Montys Handgelenk, die Bewegung der Puppe war zu plötzlich gekommen -und zu ungewöhnlich.

Es war dieser Schmerz, der ihn aus dem lähmenden Bann befreite. Monty Cooke rutschte vom Studiohocker herunter, griff mit der linken Hand nach dem Kopf der fremden Puppe und — zerrte ihn wütend vom schwarzen Umhang.

Und da schrie die Puppe. Es war ein greller, gellender Schrei des Zorns. Der bewegliche Unterkiefer der Puppe schnappte nach seiner Hand wie ein gefährliches Tier. Monty aber ließ sich nicht mehr beeindrucken. Er schmetterte den häßlichen Kopf der Puppe zu Boden und trat mit seiner rechten Schuhspitze mit aller Kraft dagegen.

Ein aberwitziger Schrei gellte durch den Saal. Während der Kopf durch die Luft flog, schrie der Mund, der dann jäh verstummte, als der Kopf zwischen den Stuhlreihen landete und auseinanderbarst.

Die Menschen auf der Bühne waren erstarrt. Die Musik brach jäh und mißtonend ab.

Zuerst folgte eine unheimliche Stille, die dann vom Aufschrei der Satansanhänger zerschnitten wurde. Wie von Sinnen stürzten sich die Frauen und Männer auf Monty. Sie sahen wüst aus in ihren zerfetzten Kleidern. Haß und Wut speichelte aus ihren Mundwinkeln. Arme wurden ausgestreckt, Hände wollten Monty fassen.

Er spürte instinktiv, daß es um sein Leben ging.

Monty rannte nach vorn zur Rampe, verfolgt von den Anhängern des Satanskults. Er stolperte, verlor das Gleichgewicht und - stürzte in den Orchestergraben, spürte aber überhaupt keinen Schmerz. Monty raffte sich auf und rannte weiter. Als er die Tür zum Orchestergraben erreicht hatte, hörte er die Signalpfeife eines Polizisten.

Monty wußte nicht, wie er den Weg in den unteren Korridor schaffte. Er boxte sich einen Weg durch die neugierige Menge am Bühneneingang und erreichte endlich die Straße.

Eine dichte Menschentraube aus Frauen und Männern hatte sich vor dem Variete versammelt, begehrte Einlaß, drückte die Türen ein und stürmten in die Vorhalle. Von weit her waren die Sirenen von Polizeifahrzeugen zu hören.

Monty wandte sich hastig ab und rannte wie gehetzt die schmale Straße hinunter. Er keuchte vor Angst und Grauen.

„Das paßt genau ins Bild“, sagte Trevor Sullivan und schaltete den Radioapparat aus, der eben die Abendmeldungen gebracht hatte. Er wandte sich zu Donald Chapman um, der in dem großen Raum keineswegs verloren wirkte. Obwohl Chapman nur dreißig Zentimeter groß war, stellte er eine Persönlichkeit dar, die man erstaunlicherweise nicht übersehen konnte. Er saß auf einer Fußbank und lehnte mit dem Rücken an der Sitzkante eines Sessels.

„Der Vorfall im *Piccadilly* erinnert mich an Phillips Worte“,

äußerte Chapman nachdenklich. „Können Sie sich erinnern?“

„Er sprach von Puppen des Satans und Marionetten“, sagte Sullivan. Er war froh, mit Chapman allein zu sein. Sullivan schätzte die Sachlichkeit und Urteilskraft des kleinen Menschen.

„Und er sprach zusätzlich noch von Wasser und Nebel“, fügte Chapman hinzu. „Phillips Hinweise hatten bisher immer einen Sinn.“

„Marionetten“, wiederholte Trevor Sullivan. „Ja, das könnte zu dem Vorfall im Variete passen.“

„Der Bauchredner arbeitet mit Puppen“, ergänzte Chapman. „Und durch den Mund einer Puppe wurden die Zuschauer zum Feiern einer Schwarzen Messe aufgefordert.“

„Wir müssen an diesen Bauchredner herankommen“, entschied Sullivan energisch. „Vielleicht kann er uns ungewollt weiterhelfen.“

„Was sagen Ihre Gewährsmänner?“ wollte Chapman wissen. „Sie haben doch stundenlang herumtelefoniert.“

„Dieser Satanskult ist wie eine Epidemie“, berichtete der Mann mit dem Geiergesicht. „Die Behörden kommen kaum noch nach. Wenn sie gerade einen Kultklub ausgehoben haben, schießen andere ins Kraut. Die Menschen benehmen sich wie verrückt. Sie haben sogar schon einige Kirchen ausgeplündert. Man ist sicher, daß dieser Satanskult sich noch weiter ausbreiten wird, Chapman.“

„Obwohl Aleister Crowley längst tot ist“, sagte Chapman und schüttelte ratlos den Kopf.

„Wir wissen es, aber nicht die Anhänger des Satanskults, Chapman. Und dann ist da noch dieser verdammte Piratensender, der fast ununterbrochen seine Anweisungen ausstrahlt. In eingeweihten Kreisen weiß man längst, welche Frequenzen man einzustellen hat, um den Sender zu

empfangen.“

„Sender sind anzupeilen“, warf Donald Chapman ein.

„Das hat sich als unmöglich herausgestellt“, antwortete Trevor Sullivan. „Dieser Sender ist überall und nirgends. Sie wissen doch selbst, wie leicht man einen Standortwechsel durchführen kann.“

„Auch damit werden unsere modernen Peilmethoden fertig.“

„In diesem Fall eben nicht. Die Fachleute stehen vor einem echten Rätsel, Chapman.“

„Wasser und Nebel“, sinnierte der kleine Mensch halblaut und nagte an seiner Unterlippe. „Unterstellen wir doch einmal, daß Phillip wieder einmal die richtige Eingebung hatte, dann würde das bedeuten, daß der Sender sich auf einem Schiff befindet. Sind Sie mit dieser Hypothese einverstanden?“

„Akzeptiert, Chapman,“ Sullivan nickte. „Aber auf der anderen Seite müßte sich doch gerade ein Schiff aufspüren lassen.“

„Worauf wollen Sie hinaus, Chapman?“

„Denken Sie doch mal an ein Unterseeboot!“ schlug der kleine Mensch vor. „Es sendet und taucht wieder unter, wechselt die Position, taucht auf, sendet und ist schon wieder verschwunden. Ein U-Boot könnte des Rätsels Lösung sein.“

„Nicht schlecht. Gar nicht schlecht, Chapman. Hoffentlich haben die Behörden auch an solch eine Möglichkeit gedacht. Ich werde schleunigst nachfragen.“

„Bleiben wir bei dem Sender“, sagte Chapman. „Er muß bedient und gewartet werden. Wer steckt hinter diesem neuen Satanskult? Wer ist in die Rolle dieses Crowley geschlüpft? Es muß jemand sein, der sich im Dämonenkult besonders gut auskennt.“

„Die Dämonen selbst werden den Sender bedienen, Oder ihre Kreaturen.“

„Warum kommt es gerade jetzt zu diesem Rausch?“ fragte sich Chapman weiter, grübelnd und sinnierend. „Denken wir an Cohens Erlebnis mit Lilian Hunter. Mir kommt da ein verrückter Gedanke.“

„Und der hört sich wie an, Chapman?“

„Könnten alle diese Vorgänge nicht mit Lilian Hunter zu tun haben? Gibt es eine direkte Querverbindung? Oder war es wirklich nur ein Zufall, daß sie ausgerechnet in der Kirche, in der sie damals Dorian heiratete, von den Satansanhängern überfallen wurde?“

„Solch ein Aufwand wegen einer Frau, Chapman?“ Sullivan wollte da nicht zustimmen. „Nein, ich sehe das anders. Je mehr der moderne Mensch entpersönlicht wird, desto größer ist seine Bereitschaft, sich in die irrationale Welt der Gefühle und Verheißen zu flüchten. Das ist schon fast so etwas wie eine alte Bauernregel, Chapman.“

„Ich weiß, ich weiß“, entgegnete Chapman und lächelte. „Dieser neue Crowley nutzt eben eine Grundstimmung aus.“

„Um Lilian Hunter zu schaden, Chapman?“

„Unter anderem. Er verbindet persönliche mit generellen Motiven.“

„Ich spür's in den Fingerspitzen, daß Sie mir noch nicht alles gesagt haben, Chapman.“

„Mir geht Coco nicht aus dem Kopf.“

„Coco? Worauf wollen Sie hinaus, Chapman?“

„Sie ist eine Frau und dazu noch Doriens Geliebte.“

„Coco ist verschwunden.“

„Eben, Sullivan. Sie ist verschwunden, Keiner von uns weiß, wo sie steckt. Sie hat sich nicht gemeldet, obwohl sie bestimmt die Macht dazu hätte.“

„Weiter, Chapman! Der Hinweis auf Coco genügt mir nicht. Welches Motiv sollte sie haben, Crowley's Thelema-Orden neu

zu beleben?“

„Das Motiv habe ich Ihnen gerade genannt.“

„Meinen Sie etwa Eifersucht?“ Sullivan sah Chapman völlig entgeistert an. „Coco weiß doch, wie krank Lilian ist.“

„Sie weiß vielleicht auch, daß die Ärzte diese Krankheit inzwischen anders beurteilen, Sullivan.“

„Nein, nein, Chapman. Hier mache ich mit Ihrer Argumentation nicht, mehr mit. Das ist mir zu weit hergeholt.“

„Es ist nur eine Hypothese, mehr nicht.“

„Angenommen, Coco ist eifersüchtig, Chapman, dann hätte sie doch in der Vergangenheit jede Möglichkeit gehabt, Lilian aus dem Weg zu räumen.“

„Damals war Lilian unheilbar krank, jetzt hat sich das geändert.“

„Vergessen wir es“, schlug Sullivan vor. „Aber das soll nicht heißen, daß wir uns nicht weiter um Lilian kümmern werden. Ich werde sogar mal raus zu der kleinen Kirche fahren und mich dort umsehen.“

„Ich würde gern mitkommen“, sagte Chapman.

„Sie, Chapman, sollten hier die Stellung halten und Cohen nicht aus den Augen lassen. Der Mann befindet sich in einer Art Krise, finden Sie nicht auch?“

„Er ist verliebt in Lilian“, sagte Chapman lakonisch. „Dazu braucht man kein Hellseher zu sein.“

„Hoffentlich stellt er keine Dummheiten an“, erwiderte Sullivan skeptisch. „Verliebte verlieren leicht die Übersicht.“

Er erinnerte an eine fette Kreuzspinne. Die langen, dünnen Arme und Beine standen in keinem Verhältnis zu seinem fast kugelrunden Körper, auf dem ein gleichfalls kugelrunder Kopf saß. Der Hals schien völlig zu fehlen. Die schwarzen, ein

wenig schräg geschnittenen Augen schienen unergründlich zu sein.

Diese menschliche Kreuzspinne hieß Wilbur Smart, war altersmäßig nicht zu bestimmen und der Anführer der Londoner Freaks. Er lag fett und träge auf einer Matratze, über die ein weißes Fell gespannt war. Die Ausgeburt an Häßlichkeit sah zur Tür des großen Raumes hinüber. Die Tür wurde geöffnet. Marvin Cohen trat ein, begleitet von zwei menschlichen Spottgeburten. Einer seiner Begleiter war zwar normal gebaut, besaß jedoch kein Gesicht. Dort, wo der Mund sein mußte, war nur eine kreisrunde Sauföffnung zu sehen. Eine Nase war nicht vorhanden. Sie wurde ersetzt durch eine Art Knospe, die rosarot aussah. Der zweite Mann trug ungemein schwer an der Last seines riesigen Kopfes, unter dem der schmale, winzige Körper fast verschwand. Große Ohren, die an Segel erinnerten, rundeten das Bild ab.

„Marvin Cohen“, sagte Wilbur Smart ohne jede Überraschung, „ich sage von vornherein nein.“

„Du weißt ja noch gar nicht, was ich will.“

„Es kann nichts Gutes sein, Cohen.“

„Du siehst mich völlig falsch“, meinte Cohen und sah sich in dem Raum um, der ihn an einen bequemen Partykeller erinnerte. Es gab in einer Ecke eine Bar, in einer anderen eine Sitzgruppe, und außerdem lagen viele einladende Matratzen und Lederkissen herum. Der Boden war mit, einem dicken Spannteppich ausgelegt. Es roch ein wenig süßlich.

Die Mehrzahl der Freaks konnte sich bei Tageslicht nicht auf den Straßen sehen lassen. Die Menschen wären schreiend vor diesen Ausgeburten der Hölle davon gerannt. Die Freaks wußten um ihr Aussehen und bewohnten die zahlreichen Kellerräume eines großen Hauses in der Nähe der East India Docks. Es handelte sich um ehemalige Dämonen, die gegen die Gesetze der Schwarzen Familie verstoßen hatten. Sie waren

mit Schimpf und Schande ausgestoßen worden, hatten alle Rechte verloren und waren zusätzlich durch ihr Aussehen bestraft. Die höllische Phantasie der Dämonen hatte mit ihnen ein grausames Spiel getrieben.

In den Räumen über dem Souterrain wohnten Freaks, die sich wenigstens im Schutz der Dunkelheit hinaustrauen durften. Sie versorgten das Haus und ihre Leidensgenossen, traten nach außen hin als die alleinigen Hausbewohner auf.

Materiell waren die Freaks abgesichert, denn das letzte Band zur Schwarzen Familie war natürlich nicht abgeschnitten worden. Sie wußten von dunklen Geheimnissen, durften nach Schätzen graben und entwickelten dabei ein unheimliches Gespür für Gold. Nein, materielle Not litten sie nicht, aber die Dämonen hatten dafür gesorgt, daß sie nur noch eine Art Zwischenexistenz führen konnten. Eine schrecklichere und teuflischere Strafe hätte die Schwarze Familie sich gar nicht ausdenken können.

Natürlich haßten die Freaks die Schwarze Familie, ein Umstand, den der Dämonenkiller Dorian Hunter hin und wieder für seine Arbeit nutzte. Die Freaks hatten ihm in der Vergangenheit schon manchen Hinweis geliefert. Sie vertrauten ihm, wußten, daß Dorian Hunter Diskretion bewahrte.

Marvin Cohen war ein abgebrühter Mensch, doch der Anblick der Freaks verursachte ihm immer wieder Übelkeit. Er versuchte seine Gefühle zu verbergen, doch das gelang ihm nur sehr unvollständig.

„Ich sehe dich also falsch“, stellte Wilbur Smart ironisch fest. „Und wie soll ich dich sehen, Cohen?“

„Ich bitte dich nur um einen kleinen Gefallen, Smart.“

„Auch das klingt schon nicht gut.“

„Was ist mit dem Satanskult hier in London los?“ fragte Cohen ungerührt, die Katze aus dem Sack lassend. „Ich weiß,

daß du im Bilde bist.“

„Satanskult?“ Smart tat ahnungslos und rückte schwerfällig seinen dicken Spinnenleib zurecht.

„Tu nicht so ahnungslos, Smart! Was wird gespielt? Wer steckt hinter dem Sender des Thelema-Ordens? Wer gibt sich als Crowley aus?“

„Ich weiß nicht, wovon du redest, Cohen.“

„Lassen wir das Katz- und Maus-Spiel, Smart! Ich brauche nur einen Tip.“

„Nimm doch einfach an, daß die Schwarze Familie dahintersteckt, Cohen! Reicht dir das?“

„Überhaupt nicht.“

„Aber mir und uns“, stellte der Anführer der Freaks fest. „Wenn es um die Schwarze Familie geht, halten wir uns raus. Das hier - er deutete auf sich - ist nicht alles, was die Familie mit uns anstellen kann.“

„Nicht nur die Schwarze Familie!“

Marvin Cohen handelte blitzschnell. Vor dem Betreten dieses Hauses hatte er sich bereits eine bestimmte Taktik zurechtgelegt. Er zerrte den überraschten Freak von der Matratze, schmetterte ihn zu Boden und hatte auch schon die magische Kreide in der Hand. Bevor die beiden anderen Freaks sich einschalten konnten, hatte Cohen einen magischen Kreis um sich und Smart gezogen. Sicher war sicher. Gewiß, die Freaks besaßen nicht mehr die Macht der Dämonen, doch sie kannten immer noch eine Menge Kniffe und Tricks, die sehr unangenehm werden konnten.

Die beiden Freaks wollten ihrem Anführer zu Hilfe kommen, doch sie prallten von der unsichtbaren Wand des magischen Kreises ab. Sie heulten qualvoll auf, fuhren zurück, kratzten an der Sperre, umschlichen sie, suchten nach einem Einlaß.

„Gebt euch keine Mühe!“ sagte Cohen lässig. „Das hier hab

ich von Dorian Hunter. Gelernt ist gelernt.“

„Was soll das alles?“ fragte Smart, der auf dem Boden lag und zu Cohen hochschaute. Hier im magischen Kreis traute er sich nicht, Cohen anzugreifen. Er fürchtete einerseits dessen Kraft und Brutalität, zum anderen aber auch die lähmende Wirkung der magischen Kräfte in diesem Zirkel.

„Hör jetzt genau zu!“ sagte Cohen. „Ich werde ohnehin herausbekommen, was ich erfahren will. Das kann lange dauern, aber das macht mir nichts. Du allein wirst draufzählen, Smart. Ich weiß, daß ihr Freaks verdammt empfindlich seid, wenn man die richtigen Saiten anschlägt.“

Wilbur Smart sah zu Boden, keuchte, zog sich zusammen, senkte den Kopf.

„Du wirst gleich vor Schmerz schreien“, drohte Cohen weiter.

„Ich - ich kann und darf nicht, reden. Die Schwarze Familie würde uns vernichten.“

„Was hältst du davon, wenn ich dich raus auf die Straße schleppe, Smart?“ erkundigte sich Cohen, der den wunden Punkt des Freaks genau kannte. „Ich könnte dich zum Beispiel am Piccadilly Circus aussetzen.“

„Nein, nein! Ich darf nicht reden!“

„Stell dir mal die verrückte Treibjagd vor, Smart, die anhebt, wenn man dich sieht. Sie werden dich durch die Stadt hetzen wie ein wildes Tier, sie werden dich steinigen oder zertreten. Entscheide dich! Ich verliere langsam die Geduld.“

„Laß die Finger vom Satanskult!“ beschwore Smart seinen Widersacher. „Du kommst gegen die Dämonen nicht an, Cohen. Das schafft nur Dorian.“

„Ich glaube, wir sollten jetzt rauf auf die Straße gehen.“ Cohen kannte die panische Furcht Smarts vor der Öffentlichkeit.

„Also gut. Dann bring dich um!“ stöhnte der Anführer der Freaks. „Ich habe dich gewarnt, Cohen. Mach mir später keine Vorwürfe!“

„Red schon endlich!“

„Die Schwarze Familie hat den Satanskult neu angeheizt“, gestand Smart leise. „Die Zeit ist reif für die Übernahme der Macht durch die Dämonen.“

„Fasele nicht! Wo steht der Sender des Thelema-Ordens?“

„Auf einem Schiff, Cohen.“

„Und wo finde ich den Kahn? Belüge mich erst gar nicht, denn ich werde nicht allein dorthin gehen.“ „Nicht weit von hier in den Docks, Cohen, nicht weit von hier ankert das Schiff unter dem Wasser. Mehr weiß ich wirklich nicht.“

„Nun pack auch noch den schäbigen Rest aus, Smart!“ sagte Cohen ironisch. „Was ist mit dem Kahn los?“

„Er wurde im Krieg versenkt. Es ist ein ehemaliges Küstenschiff für die Luftwarnung. Daher auch der starke Sender an Bord. Um Mitternacht steigt es auf und fährt die Themse hinunter bis in den Kanal. Von dort aus wird dann gesendet.“

„Klingt nach einer müden Schauergeschichte“, meinte Cohen und sah Smart warnend an. „Hoffentlich hast du mir nichts vorgelogen, Smart, Wohin du dich auch immer verdrückst, ich werde dich finden. Und was dann passiert, brauche ich dir ja nicht groß zu erklären, oder?“

„Ich habe die Wahrheit gesagt, Cohen. Die ganze Wahrheit.“

„Dann werde ich mir diese Wahrheit mal aus der Nähe ansehen“, antwortete Cohen. „Such einen netten Begleiter, vor dem die Leute auf der Straße nicht sofort davonrennen, für mich aus! Bis Mitternacht ist es nicht mehr lange. Der alte Kahn müßte demnach ja bald auftauchen.“

Sie hatte sich ein wenig Mut angetrunken.

Jean Nell, achtundzwanzig Jahre alt, mittelgroß und schlank, spielte immer wieder mit dem Gedanken, diese Verabredung abzusagen. Was sie am Vortag noch wie selbstverständlich zugesichert hatte, kam ihr an diesem Abend wahnwitzig und verrückt vor.

Jean war eine sogenannte grüne Witwe, die sich seit einigen Monaten langweilte. Ihr Mann, ein leitender Angestellter in der Ölbranche, befand sich in Schottland und managte dort die Errichtung großer Öltanks, die das Nordseeöl aufnehmen sollten. Peter - wie ihr Mann hieß - kam nur alle vierzehn Tage nach London und hatte dann nie mehr als drei Tage frei. Jean hatte sich damit abgefunden, denn materiell ging es ihnen ausgezeichnet. Wenn nur nicht diese schreckliche Langeweile gewesen wäre!

Und genau hier hatte ihre Freundin Betsy eingehakt, zuerst vorsichtig, dann jedoch immer deutlicher und lockender werdend. Sie redete von einem privaten Klub zur intensiveren Gestaltung des Lebens, sprach von der Schaffung einer neuen Persönlichkeit und hatte schließlich erst vor wenigen Tagen den Begriff Schwarze Messe verwendet.

Jetzt sollte sie solch eine Schwarze Messe besuchen dürfen. Betsy hatte sich für ihre Diskretion verbürgt und ihr die mündliche Einladung des Klubs überbracht. Wie gesagt, Jean hatte sofort zugestimmt, doch nun hatte sie Angst.

Aber es war zu spät. Draußen vor dem Reihenhaus erschien der Mini-Cooper. Betsy stieg aus dem Wagen, und kam mit schnellen Schritten auf das Haus zu. Sie war eine Frau von dreißig Jahren, wirkte ein wenig füllig und sinnlich. Jetzt trug sie einen einfachen Trenchcoat und ein Kopftuch. Betsy klingelte stürmisch und anhaltend, wie es ihre Art war.

„Wie, noch nicht angezogen?“ fragte sie, als Jean öffnete.

„Ich brauche mir nur noch den Mantel überzuwerfen“,

antwortete Jean, „aber weißt du, Betsy, ich ... Also, ich würde wohl doch lieber gern ...“

„Willst du aussteigen, Schäfchen?“ fragte Betsy. „Ich wette, du hast es mit der Angst zu tun bekommen, oder?“

„Ich weiß nicht recht, Betsy.“

„In ein paar Stunden denkst du anders darüber. Dann weißt du überhaupt nicht mehr, was Angst ist.“

„Geht da auch wirklich alles sauber zu?“ stellte Jean wieder einmal die Frage, auf die es ihr ankam.

„Mein Wort darauf, Liebes“, versicherte Betsy. „Aber beeil dich jetzt, sonst werden wir nicht mehr hereingelassen. Im Klub hält man auf Ordnung.“

Um weitere Fragen abzuschneiden, langte Betsy nach Jeans Mantel und legte ihn über die Schultern ihrer Freundin. Mit sanfter Gewalt drängte sie Jean dann durch die Haustür nach draußen.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Nach etwa einer Viertelstunde erreichten sie ein völlig normal aussehendes Backsteinhaus in einer Durchgangsstraße. Als die beiden Frauen ausstiegen, sah Jean sich nach einem Hinweisschild des Klubs um. Sie wartete, bis Betsy den Mini irgendwo am Straßenrand abgestellt hatte.

„Ist das ein Privatklub?“ wollte sie wissen.

„Worauf du dich verlassen kannst, Kleines. Aber stell jetzt keine Fragen mehr! Wir verlieren nur Zeit. In einer halben Stunde weißt du alles.“

Sie übernahm die Führung, ging durch einen schmalen Torbogen in den Hinterhof, drückte eine Seitentür auf und folgte dem Licht einiger trüb brennender Lampen. Jean schloß unwillkürlich dicht zu Betsy auf. Sie hatte Angst. Und diese Angst war es, die sie daran hinderte, sich umzudrehen und zurück zur Straße zu laufen.

Eine weitere Tür, dann eine Steintreppe, die hinunter in den

Keller führte. Auch hier nur sehr wenig Licht. Dann eine Tür, vor der Betsy stehenblieb. Sie kloppte in einem bestimmten Rhythmus an und nickte „dem forschenden Gesicht zu, das im Türspalt erschien. Betsy zeigte den prüfenden Augen eine Art Jeton aus schwarzem Kunststoff. Erst daraufhin öffnete sich die Tür.

Jean fühlte sich gar nicht wohl in ihrer Haut, als sie von dem Mann an der Tür prüfend gemustert wurde. Die Augen dieses Mannes gefielen ihr nicht. Sie blickten sie aufdringlich und frech an. Der Mann trug einen weiten, schwarzen Umhang in der Art einer Mönchskutte. Auf dem Stoff entdeckte Jean Symbole, mit denen sie nichts anzufangen wußte.

„Nun komm schon!“ hörte sie die ungeduldige Stimme ihrer Freundin. Betsy betrat einen kleinen Raum, der als eine Art Garderobe hergerichtet war. Sie kümmerte sich nicht weiter um ihre Freundin und entkleidete sich mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß es Jean förmlich die Sprache verschlug. Mit sicherem Griff langte sie dann in einen Wandschrank und holte eine schwarze Kutte hervor, die an den Seiten weit geschlitzt war und ihre Oberschenkel zeigte.

„Worauf wartest du denn noch?“ Betsy hatte sich umgedreht und sah Jean gereizt an. „Nun hab dich nicht so! Das ist eben unsere Klubkleidung. Nun mach doch endlich!“

„Ich soll mich ausziehen?“

Jean war gewiß nicht prüde, aber das hier ging ihr doch zu weit.

„Ja, natürlich. Und dann rein in die Kutte. Du wirst dich wunderbar fühlen.“

„Ausgeschlossen, Betsy. Da mache ich nicht mit.“

„Ich werde so lange wegsehen.“

„Darum geht es doch gar nicht.“

„Hörst du? Sie fangen schon an!“

Betsy wirkte sehr aufgeregt, als der Klang eines dunklen Gongs zu hören war. Nervös zerrte sie am Trenchcoat ihrer Freundin, knöpfte ihn auf. Sie riß ihn von Jeans Schultern, nestelte am Rockverschluß herum und machte den Reißverschluß auf. Sie achtete überhaupt nicht auf die abwehrenden Hände Jeans, wurde immer ungeduldiger.

Die Tür öffnete sich. Eine andere Frau erschien. Sie war groß und stattlich, nickte Betsy und Jean zu und beeilte sich mit dem Auskleiden. Die Frau war schon sehr aus der Form geraten, wie Jean mit einem schnellen Seitenblick feststellte.

„Neu hier, nicht wahr?“ Sie baute sich vor Jean auf und lächelte ihr beruhigend zu. „Nur keine Angst! Es wird Ihnen bestimmt gefallen. Ich komme zu jedem Klubabend. Warten Sie! Ich werde helfen.“

Jean war wie betäubt, während die geschickten Hände der Frau sie schnell aus ihren Kleidern schälten. Bevor sie überhaupt Scham empfinden konnte, stülpte Betsy ihr schon die schwarze, weite Kutte über den nackten Körper.

„Warte, bis der Stoff warm wird!“ sagte Betsy glücksend und jetzt zufrieden wirkend. „Dann hast du das Gefühl, als ob tausend Hände dich streicheln würden.“

Der Untote neben ihm sah wie ein gewöhnlicher Sterblicher aus. Nur ein Eingeweihter hätte von dem bleichen und blassen Gesicht ablesen können, daß Cohens Begleiter aus dem ruhelosen Zwischenreich kam. Der Untote saß neben Cohen im Wagen und machte einen apathischen und abwesenden Eindruck.

Cohen hielt den Wagen vor einer Telefonzelle an, stieg aus und wählte die Nummer der Villa. Schon nach wenigen Sekunden meldete sich der Puppenmann mit voller, sonorer Stimme.

„Marvin hier“, sagte Cohen hastig. „Ich bin da einer tollen Sache auf der Spur, Donald. Es dreht sich um den Piratensender Crowleys, du weißt schon. Ich habe eben rausbekommen, wo der Kahn zu finden ist.“

„Marvin, laß die Finger davon!“ warnte Chapman eindringlich.

„Du meinst, so was wäre nur von Dorian zu schaffen, wie?“

„Aber nein, Marvin. Nur, wenn das mit dem Piratensender stimmt, dann hast du's mit Dämonen zu tun, mit der Schwarzen Familie. Das kann dich den Kopf kosten.“

„Keine Sorge! Den behalte ich auf meinem Hals.“

„Warte wenigstens, bis Sullivan zurückkommt!“

„Wie soll der alte Geier mir schon helfen, Donald? Der würde nur stören.“

„Von wem hast du die Informationen, Marvin?“

„Von den Freaks. Sie waren so freundlich.“

„Du hast sie doch nicht unter Druck gesetzt, oder? „

„Ich war höflich wie selten. So, und jetzt sehe ich mir den alten Kahn mal aus der Nähe an. Er liegt irgendwo auf dem Grund des East India Docks. Das nur zur Information.“

„Ich könnte in spätestens einer halben Stunde draußen bei dir sein, Marvin.“

„Laß mal! Halte du dort die Stellung! Ende.“

Eine seltsame Scheu hatte den mehr als schnodderigen Cohen daran gehindert, Chapman wegen seiner Kleinheit zu verspotten.

Cohen verließ die Telefonzelle und zündete sich eine Zigarette an. Die Warnung Donalds ging ihm durch den Kopf. Natürlich würde er es mit Dämonen der Schwarzen Familie zu tun bekommen; daran bestand kein Zweifel. Natürlich hätte Dorian Hunter wesentlich bessere Chancen gehabt, den Kampf

mit diesen Unwesen aufzunehmen. Was er brauchte, waren Waffen der Magie.

Cohen kam eine Idee. Er wußte, wo er magische Waffen finden konnte. Sie befanden sich in Dorian Hunters Reihenhaus, im Kabinett der Magie. Warum sollte er sich nicht ein paar dieser Dinge ausleihen?

Er schaute auf seine Armbanduhr. Bis Mitternacht hatte er noch gut fünfzig Minuten Zeit. Das mußte reichen. Er lief zum Wagen hinüber, setzte sich ans Steuer und preschte los. Jetzt, nachdem der Puppenmann ihm ungewollt einen Tip gegeben hatte, fühlte er sich bedeutend wohler und sicherer.

Die Tür zum Reihenhaus war kein Problem für Marvin Cohen. Er schaffte sie auch ohne Schlüssel; dazu brauchte er nur die Klinge seines Messers. Vorsichtig drückte er die Tür auf und stahl sich ins Haus.

Es roch nach abgestandener Luft, nach Geheimnis und rätselhafter Verlockung. Marvin Cohen ging unwillkürlich auf Zehenspitzen durch den großen Wohnraum im Erdgeschoß und erreichte dann die Tür, hinter der sich Doriens Horrorsammlung befand. Fundstücke der Geschichte, die mit einem Fluch beladen waren. Nur ein Dorian Hunter konnte es sich leisten, solche magischen Dinge zu sammeln, mit ihnen zu leben. Er hatte sie aus allen Ecken der Welt zusammengetragen und kannte die Geschichte eines jeden Stücks. Sie alle standen in enger Beziehung zu Dämonen und zur Schwarzen Familie, hatten über Leben und Tod, Fluch und Verdammnis entschieden.

Cohen fand schnell, wonach er suchte. Das Henkersschwert befand sich in einem mit blutrottem Samt ausgeschlagenen Kasten, den er öffnete; er wollte sich vergewissern, daß dieses Schwert auch tatsächlich vorhanden war. Die leicht gekrümmte, zweischneidige Klinge von der Breite einer Männerhand glühte förmlich im Licht der Taschenlampe, die

Cohen mit in die Wohnung genommen hatte. Hastig schloß er den Kasten und sah sich nach einer Waffe für den Untoten um. Eine wirkungsvolle Unterstützung im Kampf gegen die Dämonen konnte auf keinen Fall schaden.

Cohen entschied sich für ein breites, kurzes und beiläufiges Schwert, das aus Spanien stammen mußte. Es mochte zu Zeiten der Inquisition benutzt worden sein. Er nahm sich nicht die Zeit, das dazugehörige Dokument zu lesen. Dieses Schwert war kaum länger als das im Kasten, ließ sich also auch recht gut verbergen.

Cohen blieb nur ganz kurz in dem Reihenhaus, das seit Doriens Verschwinden verwaist war. Er schloß geschickt die Tür hinter sich und ging zurück zum Wagen. Der Untote war nicht mehr ganz so lethargisch. Seine Augen glühten jetzt, sein Mund war leicht geöffnet. Es ging auf Mitternacht zu. Der unheimliche Begleiter näherte sich dem Zeitpunkt, der ihm so etwas wie einen Abklatsch des Lebens gestattete.

„Das ist für dich“, sagte Cohen und drückte dem Untoten das beiläufige Schwert in die Hand. „Damit schaffst du jeden Dämon, mein Junge.“

„Jeden Dämon“, wiederholte der Untote mit einer Stimme, die an die eines kleinen Kindes erinnerte. Er drehte langsam den Kopf herum und musterte Cohen, als würde er ihn erst jetzt zur Kenntnis nehmen.

„Komm bloß nicht auf falsche Gedanken!“ sagte Cohen und schlug sicherheitshalber das magische Kreuz.

„Bei mir ist nichts zu holen.“

„Mich bindet das Versprechen“, antwortete der Untote und wandte den Blick ab.

„Das möchte ich aber auch sehr hoffen“, meinte Marvin, sah den Untoten noch einmal mißtrauisch an und fuhr dann los. Falls es zu keinem Zwischenfall kam, mußten sie pünktlich um Mitternacht bei den Docks sein. Während der Fahrt durch die

nächtlichen Straßen von London fühlte Cohen sich immer wieder von seinem unheimlichen Begleiter gemustert. Marvin fragte sich, ob der Freak Smart ihn nicht doch hereingelegt hatte. Der Untote neben ihm war ihm mehr als unheimlich.

Es waren tausend Finger, die ihre Haut kosten und streichelten.

Jean Nell saß neben ihrer Freundin Betsy auf einem Sitzkissen auf dem Boden und starrte neugierig und erwartungsvoll auf den Vorhang aus rotem Samt, der jetzt zu drohenden Gongschlägen zur Seite gezogen wurde. Magisches rotes Licht ergoß sich über eine Art Altar, der auf einer erhöhten Empore stand. Hinter diesem Altar formten sich aus dicken, weißen Nebenschwaden die Umrisse einer seltsamen Figur, die Jean zuerst für einen Buddha hielt. Da waren der feiste und nackte Bauch, die gekreuzten Beine und die massigen Schenkel; das Gesicht war noch nicht genau zu erkennen.

Jean glühte. Ihr Körper strahlte eine ihr bisher unbekannte Hitze aus. Sie empfand dieses Gefühl als äußerst angenehm, denn es waren wirklich tausend zärtliche Finger, die sanft und wissend über ihre nackte Haut glitten. In der jungen Frau regte sich so etwas wie ein erotisches Gefühl.

„Warum sieht man nicht das Gesicht?“ flüsterte sie Betsy zu.

„Still“, gab ihre Freundin wispernd zurück. „Vielleicht darfst du es sehen. Vielleicht.“

Jean rutschte unruhig auf dem Sitzkissen umher, bewegt von der Hitze in ihrem Körper, die fast unerträglich wurde. Schweiß bildete sich auf ihrer Haut.

Monoton Murmeln war jetzt zu hören. Worte wurden gemurmelt, die Jean nicht verstand; wenigstens zuerst nicht. Doch wenig später, als ihre Ohren sich an das Gemurmeln ein

wenig gewöhnt hatten, entsetzte sie sich.

Die Mitglieder des Klubs - es mochten insgesamt vielleicht zwanzig Personen sein - leierten eine Art Gebet herunter, in dem sie die Begriffe und Worte eines heiligen Gebetes absichtlich in den Schmutz zogen.

Am liebsten wäre sie jetzt aufgesprungen und hätte diesen Tempel Satans sofort verlassen. Doch die Neugierde überwog. Dazu kam das prickelnde Gefühl auf ihrer Haut. Sie beschloß, einfach nicht mehr hinzuhören, aber das vermochte sie auch nicht. Die Anwesenden baten Satan um den rechten Weg zur Lust und Freiheit der Sünde. Die Stimmen vereinigten sich zu einem Chor, der immer beschwörender betete.

Betsy Argent schien die Formeln in- und auswendig zu kennen. Inbrünstig und sich immer wieder rhythmisch nach vorn neigend, beteiligte sie sich an diesem Anti-Gebet, geriet wie die anderen im Raum in Ekstase und riß sich plötzlich, als der Gong wieder ertönte, die schwarze Kutte über der Brust weit auf, sprang hoch und drängte nach vorn zum Altar.

Vor dem Gesicht der Statue, die vielleicht anderthalb Meter groß war, konnte Jean zwar noch immer nichts sehen, doch in dem weißen, wallenden Nebel glühten zwei Augen auf, die sich ausschließlich auf sie zu konzentrieren zu schienen.

Jean glaubte zu verbrennen. Auch sie riß die Kutte jetzt auf, merkte gar nicht, daß die Kutte entsprechend geschickt geschnitten war. Jean entblößte ihre Brust und drängte ebenfalls nach vorn, angetrieben von einer Lust und einem Verlangen, das sie vorher noch nie gekannt hatte. In ihr brannte ein Feuer, das sie fast wahnsinnig machte.

Eine Art Priester erschien vor dem Altar und segnete die Geschöpfe Satans mit einer unglaublich gemeinen und abstoßenden Geste.

Der Priester trug eine weite, tiefrote Kutte, die bei dieser Bewegung über seinem nackten Körper auseinanderfiel.

Jean starnte auf diesen Mann, von dessen schwarzen und gierigen Augen sie sich hypnotisiert fühlte. Sie ging weiter auf den Altar zu, merkte kaum, daß die Anwesenden zur Seite wichen und eine Art Gasse bildeten. Sie fiel vor dem Priester auf die Knie, keuchte vor Lust und Verlangen.

Er beugte sich zu ihr hinunter, griff nach ihren Schultern und richtete sie auf, zog sie an den Altar, präsentierte sie den Frauen und Männern, die längst wieder auf ihren Knien lagen und Beschwörungen und höllische Bitten stammelten.

Jean ließ sich widerstandslos über den Altar drängen, leistete längst keinen Widerstand mehr, war nur noch verlangendes Fleisch. Sie nahm nicht wahr, daß sie aus der Kutte geschält wurde, hob die Arme und streckte sie sehnsüchtig dem Priester Satans entgegen.

Es dauerte etwa zehn Minuten, bis sie die Stelle erreicht hatten, an der das seinerzeit versenkte Küstenschiff auftauchen sollte. Nach Cohens Uhr fehlten bis Mitternacht nur noch knapp zehn Minuten.

Er selbst hatte gerudert, weil er dem Untoten nicht die notwendige Kraft für die beiden Riemen zutraute. Sie lagen jetzt unterhalb einer immer noch zerstörten Kaimauer, auf der sich die Ruinen einer alten Fabrik befanden. Die Szenerie war gespenstisch.

Cohen wußte, daß es hier in den alten Docks immer noch Ruinen aus der Kriegszeit gab. Aufgebaut konnten die Lagerhallen oder Fabriken nicht werden, weil die Eigentümer dieser Bauten und Grundstücke auf bessere Zeiten hofften, um noch günstiger verkaufen zu können. Die Stadtverwaltung hatte deshalb darauf verzichtet, die alten Kais neu herzurichten.

Mit ein paar geschickten Ruderschlägen brachte Marvin Cohen den Kahn, den er sich am Hauptdock einfach sozusagen ausgeliehen hatte, in den Schatten einer verrosteten

Verladebrücke. Er durfte sicher sein, daß sie hier nicht entdeckt wurden.

Mitternacht! Die Glockenschläge einer Kirchturmuh irgendwo in Hafennähe hallten über die Docks. Cohen starre auf das schmutzige Wasser, wartete darauf, daß sich etwas tat. Er hatte das Gefühl, von dem Freak Wilbur Smart hereingelegt worden zu sein. Ja, er wollte schon aufgeben und packte nach den Riemen, als der Untote sich plötzlich aufsetzte und dann mit einer fast schüchternen, ängstlichen Handbewegung auf das Wasser deutete.

Das Unglaubliche geschah. Nicht weit von der Verladebrücke entfernt kochte plötzlich das Wasser, sprudelte, warf dicke Blasen, rauschte. Dann - quälend langsam, gleichsam im Zeitlupentempo -, tauchten zuerst zwei abgeknickte Maststümpfe aus dem Wasser auf, danach die Aufbauten eines kleinen Ruderhauses und schließlich die Reling des großen Küstenkutters. Das Wasser lief erstaunlich leise ab. Der Kutter machte einen total morschen und verrotteten Eindruck. Cohen entdeckte über der Wasserlinie ein ausgezacktes, großes Leck.

Nebel kam auf, kroch von allen Seiten auf den Kutter zu. Die Nebelschwaden verdichteten sich, hüllten den Kutter ein, breiteten sich aus, wallten über das Wasser, schufen eine Zone der Unwirklichkeit. Und durch diesen Nebel hindurch entdeckte Cohen Licht. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Er sah Licht, das aus dem Ruderhaus kommen mußte, durch ein paar der Bullaugen fiel. Der pestilenzartige Gestank wurde noch intensiver. Cohen spürte Angst in sich hochsteigen, zögerte, das kleine Ruderboot in die wallenden Nebelschwaden zu bugsieren.

Er fühlte die Augen des Untoten auf sich ruhen, drehte den Kopf herum und entdeckte den lauernden Ausdruck im Blick seines Begleiters. Der Untote hielt das beilartige Schwert schlagbereit in den Händen, wartete wohl nur auf den

Augenblick, sich auf Cohen werfen zu können. Ob er es wirklich tat, wußte Cohen nicht zu sagen. Er zweifelte zumindest daran, ihn anzufallen. Cohen stellte ja schließlich das Leben dar, das ein Untoter so verzweifelt brauchte, um weiter existieren zu können.

Die angespannte Haltung seines Begleiters gab den Ausschlag. Marvin Cohen griff nach den Riemen und brachte das kleine Boot in Fahrt und auf Kurs. Es dauerte nur wenige Minuten, bis der Rumpf des Küstenkutters vor ihm im Nebel auftauchte.

Cohen öffnete den Kasten, in dem das Henkersschwert lag, nahm es in die Hand und stieg entschlossen an Bord des Geisterschiffes. Dann schaute er sich um und nickte dem Untoten zu, der ihm mit seltsam eckigen Bewegungen folgte.

Cohen orientierte sich kurz. Auf Schiffen konnte er sich aus. Wenn es an Bord dieses Cutters wirklich einen Sender gab, dann mußte er sich unten in der Kabine neben der Kapitänskajüte befinden. Er steuerte auf die Lichtquelle im Ruderhaus zu und -blieb überrascht stehen.

Vor ihm war plötzlich eine Gestalt, wie man sie sich grauenvoller einfach nicht vorstellen konnte. Faules Fleisch hing in Fetzen an bleichen Knochen. Reste von Ölzeug und Tang klebten an der scheußlichen Gestalt. Und diese Gestalt lebte!

Glühende Augen ruhten auf Cohen, musterten ihn gierig. Dann streckte die Schreckengestalt die knochigen Arme aus. Cohen sprang automatisch zurück und schlug mit dem Henkersschwert zu.

Der scharfe Stahl, der in finsterer Vergangenheit Hexen und Dämonen entthauptet hatte, tat auch hier seine Wirkung. Der Kopf der gespenstischen Erscheinung kullerte über das Deck und landete lautlos im Wasser.

Cohen hatte alle Angst verloren. Er war nicht mehr zu

halten. Ungestüm pirschte er an das Ruderhaus heran und schaute durch die zerbrochene Fensterscheibe ins Innere, sah aber nichts.

Die Treppe hinunter zu den Kabinen war naß und schlüpfrig, schlammbedeckt und morsch. War dieses Holz überhaupt noch in der Lage, sein Gewicht zu tragen? Er riskierte es, ließ es darauf ankommen.

Cohen setzte einen Fuß auf die erste Stufe, belastete das Bein vorsichtig, hielt sich am Geländer fest, brachte so langsam Stufe um Stufe hinter sich und erreichte den schmalen Gang, von dem die Kabinen abzweigten.

Stimmen!

Eine Tür war nur angelehnt. Cohen drückte sie vorsichtig auf und schnappte nach Luft, als wieder pestilenzartiger Gestank seine Nase hochstieg. Dann sah er zwei Untote, die vor einem Sende- und Empfangsgerät saßen, an dessen Schaltern und Drehknöpfen sie herumhantierten. Sie glichen dem Untoten, den Cohen oben an Deck außer Gefecht gesetzt hatte. Einer von ihnen wandte sich jetzt halb um, blickte in eine Ecke der Funkkabine, in die Cohen nicht sehen konnte, und nickte auffordernd. Es war grotesk und grauenvoll zugleich, wie lebendig sich die beiden Untoten benahmen. Die Macht der Dämonen hatte sie neu belebt - sie und das Schiff.

Die näselnde, blechernde Stimme hatte Cohen schon einmal gehört, als er der derben Krankenschwester von der O'Hara-Stiftung den Klips aus dem Ohr genommen hatte. Jetzt höre er die Stimme im Original. Sie begann mit einer Durchsage für alle Dienerinnen und Diener des großen Tieres.

Cohen trat die Tür mit einem harten Tritt auf, hielt das magische Henkersschwert schlagbereit in den Händen und - blieb wie erstarrt stehen.

Coco Zamis!

Sie hielt ein Mikrofon in der Hand, drehte sich jetzt betont

langsam zu ihm um und zuckte mit keiner Wimper, als Cohen die beiden aufspringenden Untoten vor den Funkgeräten köpfte.

Sie sah hinreißend wie immer aus, diese Coco, schlank und exotisch, mit dem schwarzen Haar und den dunkelgrünen Augen. Immer schon hatte Cohen diese Frau begehrt, die die Freundin und Geliebte Dorians gewesen war, bis sie eines Tages auf geheimnisvolle Art und Weise verschwand.

Sie lächelte spöttisch und mokant, beendete ihre Durchsage und schien sich nicht weiter um ihn kümmern zu wollen. Marvin Cohen sah rot. Diese Mißachtung reizte ihn bis aufs Blut. *Sie* war es also, die den Satanskult in der Stadt anheizte! Sie war zurück zu den Dämonen gegangen, zu denen sie einstmals gehört hatte. Sie hatte sie alle verraten, Dorian, Sullivan, Phillip, Chapman und vor allen Dingen ihn. Aus dem bisherigen Verlangen wurde der Wunsch zum Töten. Marvin Cohen hob das magische Schwert, holte weit aus und wollte diese aufreizend aussehende Frau vernichten.

Sie zuckte nicht zurück, streckte nur leicht ihre linke Hand aus und ließ die Zeit vorspringen. Sie verfügte über die Mittel, die Zeit schneller ablaufen zu lassen, rasend schnell sogar. Alles um Cohen und sie herum erstarrte in Bruchteilen von Sekunden zur Regungslosigkeit. Mit einer selbstverständlichen Geste nahm sie Marvin das magische Schwert ab, legte es betont aufmerksam auf einen morschen, nassen Tisch und lächelte spöttisch.

Der Freak hinter Cohen wurde zu einer bewegungslosen Säule. Selbst das heruntertropfende Wasser schien zu Eis zu ersticken. Tropfen blieben in der Luft stehen, schienen an unsichtbaren Fäden zu hängen.

Cohen befand sich jedoch mit Coco Zamis in der mit rasender Schnelligkeit abspulenden Zeit. Er konnte sich vollkommen normal mit ihr unterhalten.

„Warum tust du das?“ fragte er sie und deutete auf das Mikrofon, das sie neben einem modernen Transistorradio auf den morschen Tisch stellte.

„Da fragst du noch?“ gab sie zurück. „Hast du Dorian vergessen?“

„Was hat das alles mit Dorian zu tun?“ fuhr er sie wütend an.
„Du hast uns alle verraten. Du bist zurück zu den Dämonen gegangen.“

„Ich will Dorian helfen“, sagte sie klar und nüchtern. „Hör mir einen Moment zu! Vielleicht begreifst du dann, Marvin.“

„Ich glaube dir kein Wort, Coco.“

„Es geht einzig und allein um Dorian“, wiederholte sie fast geduldig, „und um Lilian.“

„Daher pfeift also der Wind!“

Cohen nickte grimmig und dachte an die zarte, zerbrechliche Frau, die er in der Stiftung hatte zurücklassen müssen.

„Lilian ist sein Untergang“, behauptete Coco eindringlich, wobei ihr exotisches Gesicht sich für einen Moment veränderte. Sprühte Haß aus ihren Augen? Doch sie hatte sich gleich wieder unter Kontrolle, bevor Cohen diesen Blick richtig deuten konnte.

„Das behauptest du, Coco!“ sagte Cohen. „Wieso soll sie ihm plötzlich schaden?“

„Besteht nicht die Aussicht, daß sie wieder gesund wird?“

„Woher willst du denn das wissen?“ fragte er verblüfft.

„Ich weiß es eben“, antwortete sie leichthin. „Sie muß in der Stiftung bleiben. Eine nur halbwegs gesunde Lilian an Dorians Seite würde ihn lahmen.“

„Warum bringst du sie nicht um?“ fragte Cohen. „Dann ist dieses Problem für dich doch gelöst.“

„Du hast deine Lektionen schlecht gelernt“, sagte sie betont

spöttisch, „aber das paßt zu dir. Geisteskranke sind für Dämonen tabu. Solltest du das vergessen haben? Sie stehen außerhalb unserer Gewalt.“

„Unserer Gewalt? Du bist also in die Schwarze Familie zurückgekehrt. In Gnaden aufgenommen, wie?“

Cohen lachte angewidert.

„Sie darf die Stiftung nicht verlassen“, wiederholte Coco, ohne auf Marvins Frage einzugehen. „Ist sie erst wieder gesund, ist Dorian der Schwarzen Familie hilflos ausgeliefert. Dann ist er gerade Lilians wegen verwundbar.“

„Mir geht ein Licht auf.“ Cohen begriff Zusammenhänge, die ihm bisher dunkel geblieben waren. Er dachte an die Szene in der kleinen Dorfkirche. „Hast du Lilian in die kleine Kirche gelockt?“

„Die Kirche, in der sie Dorian heiratete.“ Coco nickte und verzog angewidert das Gesicht. „Und dort wird sie auch den Schock erhalten, den sie braucht.“

„Hast du Dorian damals nicht geraten, Lilian in die O'Hara-Stiftung zu geben? Diese Klinik mußte dir sehr gut passen, Coco. Ganz in der Nähe der Trauungskirche. Du hast dich rückversichert.“

Sie ging auf seine Frage nicht ein, ließ offen, ob Cohen recht hatte oder nicht; sie lächelte nur rätselhaft.

„Diese Irre darf nicht zurück ins Leben“, sagte sie hart. Wollte sie Cohen herausfordern? Wenn sie das vorgehabt hatte, dann buchte sie einen vollen Erfolg. Der Ausdruck „Irre“ ließ Marvins Wut hochkochen. Er griff nach dem Henkersschwert und riß es an sich. Da er sich mit ihr in einer gemeinsamen Zeit befand, konnte er also zuschlagen.

Sie schnippte nur mit den Fingern.

Cohen, der kräftig zuschlug, traf nichts als Leere und Luft. Coco Zamis war verschwunden, war nicht mehr zu sehen.

Verblüfft schaute Cohen sich um, fluchte und begriff. Coco war in eine andere Zeit eingetaucht, hatte ihn irgendwo zurückgelassen.

Nein, er war wieder in der Gegenwart, die er kannte. Der Freak hinter ihm bewegte sich. Die Tropfen setzten ihren Fall fort. Das Wasser rann über die Wände der Funkkabine.

Marvin fühlte sich hilflos. Was sollte er jetzt machen? Wie konnte er diese Funkstation des Satans endgültig vernichten? Noch einmal würde sich ihm solch eine Möglichkeit bestimmt nicht mehr bieten.

Er schaute auf das kleine Transistorradio, das Coco zurückgelassen hatte, und da kam ihm eine verwogene Idee. Er erinnerte sich an Doriens Worte. Danach war sakrale Musik ein Medium, Dämonen und Besessene empfindlich zu treffen. Laut Dorian wirkte solche Musik wie Sprengstoff auf die Unwesen.

Er versuchte sein Glück, hatte allerdings wenig Hoffnung, solch eine Musik zu finden. Er schaltete das kleine Gerät ein, suchte verzweifelt und war ganz auf sein Gefühl angewiesen, da er mit ernster Musik nichts anzufangen wußte.

Plötzlich hörte er ein feines Reißen und Knirschen im Schiffsrumpf, das er sich zuerst nicht erklären konnte. Es war nicht mehr zu hören, als er weiterdrehte, und es war wieder da, als er den Stationsanzeiger zurückdrehte.

In diesem Augenblick begriff Cohen. Er hatte die richtige Musik gefunden. Rasch korrigierte er die Einstellung. Er hörte so etwas wie einen Chor, dessen Stimmen laut aufjubelten. War das sakrale Musik?

Das Knirschen im Schiffsrumpf verstärkte sich. Wasser sprudelte durch die rissigen Planken der Kabine. Und dann dröhnte eine Orgel aus dem Radio.

Er langte hastig nach dem Mikrofon, schaltete es ein, drehte die Kirchenmusik noch lauter, hielt das kleine Radio nahe an das Mikrofon und schickte über die Satanswelle sakrale Musik

in den Äther.

Bruchteile von Sekunden später brach der Schiffsrumpf langsam auseinander. Armdicke Wasserstrahlen schossen in die Kabine. Cohen stieß einen warnenden Schrei aus, rannte zur Tür und durch den schmalen Gang hinüber zur Treppe.

Die Stufen brachen unter ihm einfach ab, lösten sich auf. Marvin wußte später nicht zu sagen, wie er an Deck gelangt war. Er sprang über die Reling und hechtete ins rettende Wasser.

Als er auftauchte, hörte er in der dichten Nebelbank ein schmatzendes und saugendes Geräusch. Luftblasen platzten, Wasser gurgelte. Dann verdichtete sich der Nebel immer stärker und wurde zu einer meterdicken Säule, die ebenfalls blitzschnell im Wasser versank.

Der Küstenkutter war verschwunden. Nicht der kleinste Holzrest trieb auf dem vollkommen ruhigen Wasser. Die Kirchenmusik hatte ihre Wirkung getan. Der Kutter war zerborsten und mit ihm der Sender des Satans vernichtet.

Von seinem Begleiter konnte Cohen nichts entdecken, so sehr er auch die Wasseroberfläche nach ihm absuchte. Der Untote war zusammen mit dem Kutter untergegangen, war wohl ebenfalls endgültig in das Reich der Toten zurückgekehrt.

Langsam schwamm Marvin Cohen zum Kai hinüber und fand dort das kleine Ruderboot. Als er sich hineinschwang, wunderte er sich, daß das Henkersschwert in seinem Gürtel steckte. Wann er es an sich gerissen hatte, konnte er nicht mehr rekonstruieren, aber das war auch nicht so wichtig. Hauptsache, der Sender Satans war vernichtet. Damit mußte auch der Satanskult in sich zusammenbrechen.

Cohen war stolz auf sich. Nicht nur ein Dorian Hunter wußte mit Dämonen umzugehen. Nur ein kleiner Schönheitsfehler blieb zurück: Coco Zamis war entkommen. Sie würde alles daran setzen, Lilian Hunter seelisch für immer zu zerstören.

Cohen legte sich in die Riemen und ruderte an Land. Es galt, Lilian vor dieser wilden Dämonin zu schützen.

Trevor Sullivan befand sich seit fast einer Stunde in der kleinen Dorfkirche. Er hatte hinter dem Altarbild Posten bezogen und rührte sich nicht von der Stelle. Der ehemalige Observator Inquisitor mit dem Geiergesicht hatte viel Geduld, denn er wußte, daß sich noch etwas ereignen würde.

Seine rechte Gesichtshälfte glühte - ein sicheres Zeichen dafür, daß Dämonen in der Nähe waren. Nach seinem gräßlichen Unfall, der auf das Konto der Dämonen ging, war diese Gesichtshälfte sensibilisiert worden. Er nannte sie scherhaft sein *Dämonenradar*.

Während der Fahrt hierher und während des Wartens beschäftigte er sich immer wieder mit der Hypothese des Puppenmanns Chapman. Er nahm Chapman ernst, wußte, daß der Puppenmann nicht einfach so daherredete, nur um etwas zu sagen.

Ging es bei diesem ganzen Satanskult wirklich nur um die Person von Lilian Hunter? Stand Coco Zamis hinter diesem Piratensender des Satans? War dieser neue Kult nur inszeniert worden, weil Coco eifersüchtig auf Lilian war?

Trevor Sullivan schüttelte all diese Gedanken sofort ab, als er vor dem Eingang zur kleinen Kirche eine seltsame, irrwitzige Musik hörte, die anschwoll und peinigend laut wurde. Und da flog auch schon die Tür auf, schwang zurück, fiel fast aus den Angeln. Eine unheimliche Prozession tanzte und wirbelte herein, angeführt von einem Mann, der eine große Handpuppe auf dem Arm hatte. Diese Puppe, wüst geschminkt, abstoßend häßlich, einer Teufelsmaske ähnlich, besaß Eigenleben. Sie schrie schrill nach dem großen Tier und pries To Mega Therion.

Sullivan fiel es wie Schuppen von den Augen. Er erinnerte

sich der Radiodurchsage, die seinen Ausflug hierher ausgelöst hatte. Der Mann, der die Puppe trug, mußte der Bauchredner aus dem *Piccadilly* sein, der seine Zuschauer zur Feier der Schwarzen Messe auf die Bühne eingeladen hatte.

Im Gefolge dieses Mannes, der direkt auf den Altar zustrebte, befanden sich etwa zwei Dutzend Anhänger des Satanskults. Wie sie unbemerkt durch die Stadt hierher gekommen waren, vermochte Sullivan sich nicht zu erklären; aber darauf kam es auch gar nicht an. Sie waren hier, schändeten die Kirche und wollten die Messe des Satans feiern.

Die wüsten Gestalten tanzten durch die Bankreihen, stießen Verwünschungen aus, beleidigten den sakralen Raum. Sie versammelten sich vor den Stufen des Altars und huldigten dem Bauchredner und der Puppe auf seinem Arm.

Mit schriller, zynischer Stimme zelebrierte diese Puppe den Beginn der Schwarzen Messe. Sie hob die Arme in einer segnenden Geste, pries den Fürsten der Finsternis, lieferte die perfekte Parodie einer heiligen Messe und beleidigte sie zusätzlich durch Obszönitäten.

Die Anhänger Satans, die vor der Puppe knieten - sie waren durchweg verummt, so daß man ihre Gesichter nicht erkennen konnte - intonierten einen Gesang, der einem Choral gleichkam. Doch der Text war eine einzige Verhöhnung der Kirche, war durchsetzt mit Gemeinheiten. Die Vermummten begleiteten sich dazu auf improvisierten Lärminstrumenten, die aus leeren Konservendosen, Eimern und Holzknüppeln bestanden. Sie schlugen damit den Takt zu ihrem Gesang, formierten sich wieder zu einer Prozession und hüpfen und sprangen wie besessen vor dem Altar umher.

Trevor Sullivan hatte sich etwas zu weit vorgewagt. Ein gellender Warnschrei machte auf ihn aufmerksam.

Der Bauchredner fuhr herum, sah ihn, belegte ihn mit unflätigen Flüchen aus dem Genitalbereich und schien dann,

von der Puppe gelenkt und gesteuert, auf ihn eindringen zu wollen.

„Tötet diesen Ungläubigen!“ schrie er. „Tötet diesen Feind Satans! Vernichtet ihn! Reißt diesen Spion in Stücke!“

Die Vermummten folgten sofort dem Befehl, stürmten zum Altar vor und drangen auf Sullivan ein, der zurückwich und sich verzweifelt nach einem Fluchtweg umsah. Um Zeit zu gewinnen, hob er das Kruzifix, das er vorsichtshalber vom Altar genommen hatte, und hielt es den Satansanhängern entgegen. Er hoffte, sie so stoppen zu können.

Sie reagierten nicht, zeigten sich völlig unbeeindruckt; und sie reagierten auch nicht auf das Weihwasser, mit dem er sie aus einer Hostienschale bespritzte. Normalerweise hätten sie entsetzt zurückweichen müssen.

Da begriff Trevor Sullivan. Sie mußten schon einmal vor ihm hier in der kleinen Dorfkirche gewesen sein. Sie hatten die sakralen Gegenstände und das Weihwasser ganz bewußt gegen Imitationen ausgetauscht; sie hatten sich auf geradezu teuflische Art und Weise abgesichert.

Jetzt waren sie still, unheimlich still, schoben sich an Sullivan heran, angeführt von dem Mann, den er für den Bauchredner aus dem *Piccadilly* hielt. Die Puppe auf seinem Arm hatte sich weit vorgebeugt, glühte Sullivan mit -bösen grinsenden Augen an, in denen sich Spott und Hohn spiegelten.

Ja, sie wollten ihn wirklich töten.

Sullivan zweifelte keine Sekunde mehr dran. Er war diesen verummumten Teufelsanbetern gnadenlos ausgeliefert. Er sollte ihnen als Menschenopfer dienen. Sein Tod sollte zum Höhepunkt dieser makabren Messe werden.

Sullivan schüttelte die Lähmung von sich ab. Der alte Kampfgeist wurde in dem kleinen, mageren Mann geweckt. Er ging zum Angriff über und riß das kleine Halskreuz von der Kette. Chapman hatte ihm geraten, diese Reliquie auf jeden

Fall als Waffe mitzunehmen. Es handelte sich um ein geweihtes Kreuz, das Dorian ihm einstmals mitgebracht hatte.

Die Wirkung war ungeheuer.

Kreischend fuhren die Vermummten zurück, hoben in panischem Entsetzen abwehrend die Arme, heulten auf wie Tiere, zuckten wie unter unsichtbaren Schlägen zusammen. Die Puppe zappelte in konvulsivischen Zuckungen auf der Hand des Bauchredners, der starr stehengeblieben war und Sullivan anstierte.

Sullivan begnügte sich nicht mit diesem ersten Erfolg. Wie ein Geier sprang er auf den Bauchredner zu, griff nach der Puppe und riß ihr mit einem schnellen Ruck den Kopf ab. Dann drückte er das geweihte Kreuz in das Gesicht der Teufelsfratze.

Die Wirkung war frappierend. Es zischte. Kleine Feuerzungen leckten hoch. Es roch nach verbranntem Fleisch. Im magischen Feuer verkohlte der Kopf der Puppe, ohne daß der Bauchredner sich rührte. Er blieb nach wie vor starr stehen, schien wie versteinert zu sein.

Und dann gellte ein Schrei durch die Kirche, ein Schrei, der zu einem tierischen Geheul wurde. Bevor die Teufelsfratze der Puppe restlos verglühte, bäumte sie sich noch einmal verzweifelt auf. Dann fiel sie aus der Hand des Bauchredners und landete auf dem Steinboden.

Das langgezogene Geheul konnte aus keiner menschlichen Kehle stammen. Satan selbst schien aus der Puppe gefahren zu sein. Das Heulen zog eine Art akustischer Spur durch die Kirche, bewegte sich hinauf zur Empore, auf der die Orgel stand und - zertrümmerte ein Fenster. Glas splitterte, Scherben regneten auf die Betbänke herunter. Das Geheul zwängte sich durch das zerbrochene Fenster und wurde leiser, bis es endlich nicht mehr zu hören war.

Die Satansanhänger wandten sich zur Flucht, rannten hektisch durcheinander, liefen zur Tür und verkeilten sich in

ihr. Sie konnten alle nicht schnell genug die Kirche verlassen. Auch der Bauchredner rannte los, doch er hatte nicht mit Sullivan gerechnet.

Dieser schnitt dem Bauchredner den Weg ab und hielt ihm das geweihte Kreuz entgegen. Der Mann stöhnte auf, faßte nach seinem Kopf, fiel auf die Knie und rollte dann ohnmächtig auf die Seite.

Sullivan schleifte den Bauchredner neben den Altar und beobachtete die Vermummten, die weiterhin hinaus ins Freie drängten. Er war mit seinem Fang zufrieden und sah hinüber zu der am Boden liegenden Puppe, deren Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verkohlt war. Sullivan wurde dennoch den Eindruck nicht los, daß diese verbrannte Fratze ihn selbst jetzt noch höhnisch anstarrte.

Marvin Cohen hatte seinen Bericht beendet und zündete sich jetzt zufrieden eine Zigarette an. Es schmeichelte ihm, wie sehr Sullivan und Chapman beeindruckt waren.

„Sie hatten also recht, Donald“, sagte Sullivan, sich an den Puppenmann wendend.

„Was soll das heißen?“ schaltete Cohen sich mißtrauisch ein. Er fürchtete, seine Gesprächspartner doch nicht hinreichend genug überrascht zu haben.

„Chapman hatte da eine These, derzufolge Coco den Satanskult inszeniert hat, um Lilian zu schaden.“

„Und ob sie das hat!“ versicherte Cohen noch einmal nachdrücklich. „Sie selbst hat es mir ja gesagt.“

„Sie haben erstklassige Arbeit geliefert, Cohen“, lobte Sullivan den grobschlächtigen Mann. „Die Satanswelle dürfte damit für immer verstummt sein.“

„Was nicht viel zu besagen hat“, warf der Puppenmann nachdenklich ein.

„Der Sender ist hin“, versicherte Cohen gereizt.

„Daran zweifelt doch keiner von uns“, versicherte der Puppenmann ihm geduldig. „Aber mit der Vernichtung dieses Teufelssenders ist der Satanskult nicht erloschen.“

„Was wollen die Verrückten denn ohne Sender anfangen?“ fragte Cohen ungehalten.

„Sie wissen inzwischen, wie sie sich zu verhalten haben“, erklärte der Puppenmann. „Der Beweis dafür sind doch die Vorgänge in der Dorfkirche, die Sullivan miterlebt hat.“

„Stimmt“, pflichtete Sullivan dem Puppenmann sofort bei. „Der Sender existierte schon nicht mehr, als die Satansanbeter in der Kirche erschienen.“

„Dieser Kult ist wie ein Flächenbrand“, meinte Donald Chapman. „So etwas ist nur sehr schwer einzudämmen. Das hat natürlich nichts mit deinem Erfolg zu tun, Marvin.“

„Du glaubst, der Kult breitet sich weiter aus?“

„Mit Sicherheit Marvin. Der Satanssender war nur ein wichtiges Instrument, aber dahinter steht Satan selbst, wenn ihr mich fragt.“

„Und wie löschen wir den Flächenbrand, Donald?“ Cohen hatte sich wieder beruhigt.

„Ich weiß es noch nicht, Marvin, Vielleicht ist er immer nur räumlich einzudämmen. Mehr werden wir niemals schaffen - selbst Dorian nicht. Das Böse ist überall und gehört zum Leben.“

„Keine Grundsatzdiskussion, bitte!“ Sullivan räusperte sich nachdrücklich. „Bleiben wir beim Thema Lilian. Wir wissen von Ihnen, Cohen, daß Coco sie vernichten will.“

„Darauf können Sie sich verlassen. Deutlicher hätte Coco sich überhaupt nicht ausdrücken können.“

„Dann müssen wir sie noch im Laufe dieses Tages aus der Stiftung schaffen“, entschied Sullivan. „Sie liegt zu nahe an der

bewußten Dorfkirche. Dort scheint für mich der Dreh- und Angelpunkt dieser höllischen Inszenierungen zu liegen.“

„Und wohin sollen wir sie bringen?“ fragte Cohen.

„Vielleicht hierher in die Villa“, schlug Chapman vor.

„Gute Idee“, pflichtete Cohen dem Puppenmann bei. Seine Zustimmung kam eine Spur zu schnell.

„Wir sind keine Ärzte“, widersprach Sullivan. „Und ärztliche Betreuung braucht Lilian nun mal. Machen wir uns darüber später Gedanken.“

„Sie muß ' raus aus der Stiftung“, wiederholte Cohen nachdrücklich. „Ich habe Coco gesehen und gehört. Ich kenne den Haß, den sie auf Lilian hat.“

„Sicherer wäre es natürlich für Lilian, Coco zu neutralisieren“, warf der Puppenmann besonnen ein.

„Sie umbringen?“ Cohen befreundete sich sofort mit diesem Gedanken.

„Neutralisieren“, wiederholte Chapman, „nicht töten. Was später mit ihr geschehen soll, liegt einzig und allein bei Dorian.“

„Aber wie wollen Sie an Coco herankommen?“ wollte Sullivan wissen. „Sie wird sich leicht vorstellen können, woran wir denken, und wird sich hüten, unseren Weg zu kreuzen.“

„Sie wird ihn kreuzen müssen, denn sie will Lilian zurück in die totale geistige Verwirrung stoßen“, sagte Chapman. „Sie will laut Cohen Lilian schocken. Und wo? In der kleinen Dorfkirche.“

„Stop! Wollen Sie Lilian etwa als Köder benutzen?“ brauste Cohen auf.

„Unsinn!“ fuhr Sullivan ihn an. „Lilian bleibt aus dem Spiel. Das dürfte doch wohl selbstverständlich sein.“

„Wann wird Coco zu ihrem Schlag ausholen?“ fragte der Puppenmann nachdenklich. „In der kommenden Nacht?“

„Ich weiß, wie wir das aus erster Quelle erfahren können“, meinte Cohen spontan.

„So reden Sie doch schon, Cohen!“ forderte Sullivan ihn auf.

„Ich habe da eine Bekannte, die Satansanhängerin ist“, sagte Cohen ausweichend. „Und wie steht es mit diesem Bauchredner, Sullivan, den Sie mit zu uns ins Haus geschleppt haben?“

„Monty Cooke meinen Sie? Der Mann selbst ist wieder vollkommen in Ordnung, aber vielleicht können seine Puppen reden. Die Dämonen benutzen sie vielleicht, um ihre Botschaften auch ohne Sender zu verbreiten.“

„Dann schaffen wir ihm doch die Puppen heran“, schlug Chapman vor. Er sah Cohen fragend an.

„Das werde ich übernehmen“, entschied Marvin und nickte. „Ich muß sowieso noch mal zu meiner Bekannten. Doppelt genährt hält besser.“

Cohen stand auf und hatte es plötzlich sehr eilig. Echte Sorge um Lilian trieb ihn an, aber das brauchten seine Partner ja nicht zu wissen.

Als Cohen den großen Wohnraum des Hauses verließ, kam der Hermaphrodit die Treppe hinunter. Er glich einem überirdischen Wesen. Phillip sah durch Cohen hindurch und hatte ein rätselhaftes Lächeln auf den Lippen. Er ging an Cohen vorüber, der ihm gereizt und fasziniert zugleich nachsah. Er wußte mit diesem Menschen einfach nichts anzufangen, spürte jedoch die seltsame Ausstrahlung des Hermaphroditen, der auch jetzt wieder in Trance zu sein schien.

Phillip ging zum Kamin hinüber, bückte sich und holte ein Stückchen Holzkohle aus der Feuerstelle. Zögernd, als würde seine Hand von einer unsichtbaren Kraft gelenkt, strichelte Phillip dann scheinbar wahllos auf einer Zeitung herum, die er aus dem Fach eines Beistelltischchens hervorgeholt hatte. Nach

einer Weile ließ er die Zeitung achtlos zu Boden sinken, warf das Stückchen Kohle in die Feuerstelle zurück und ließ sich in seinem Sessel nieder.

Sullivan stand leise auf, griff nach der Zeitung und studierte das Gestrichel. Er beugte sich so weit hinunter, daß auch der Puppenmann die Zeichnung sehen konnte. Cohen kam von der Tür zurück und baute sich hinter Chapman auf.

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte er leise.

„Ich kann nichts erkennen“, bedauerte Sullivan und kniff die Augen zusammen.

„Aber seht doch!“ rief der Puppenmann da leise aus. „Dort der Turm! Und hier das Seitenschiff! Das ist eine Kirche. Ich erkenne sie ganz genau.“

„Tatsächlich!“ sagte Cohen überrascht. „Jetzt sehe ich sie auch.“

„Dieser Hinweis dürfte deutlich genug sein“, meinte Sullivan. „Phillip macht auf die Dorfkirche aufmerksam. Das ist der letzte Beweis für unsere Vermutung. Coco wird versuchen, genau dort Lilian zu vernichten. Jetzt wissen wir, was wir zu tun haben.“

Jean Nell lag wach in ihrem Bett und versuchte Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Sie fühlte sich zerschlagen und hatte einen bitteren Geschmack im Munde. Nur bruchstückhaft konnte sie sich an die Vorgänge während der Schwarzen Messe erinnern, doch diese wenigen Erinnerungsfetzen reichten vollkommen aus, ihr das Blut ins Gesicht zu treiben.

Sie war in der vergangenen Nacht zur Braut des Satanspriesters erkoren worden. An das, was sich danach auf und vor dem Altar abgespielt hatte, konnte sie sich leider noch recht gut erinnern. Wie sie dann später zurück hierher ins Haus gekommen war, wußte sie nicht mehr. Ihre Freundin Betsy

mußte das besorgt haben. Zögernd schlug Jean die Bettdecke zurück und studierte ihren nackten Körper, der immer noch wie Feuer brannte. Spuren der Nacht allerdings konnte sie auf ihrer Haut nicht entdecken, was sie sichtlich beruhigte. Dennoch kam sie sich beschmutzt vor. Sie brauchte jetzt unbedingt eine Dusche.

Als sie sich den Bademantel überwarf, klingelte es an der Tür des Reihenhauses. Sie lief zum Fenster hinüber, schaute nach unten und sah am Straßenrand den Mini ihrer Freundin.

„Gut siehst du aus, Schätzchen“, sagte Betsy, nachdem Jean endlich geöffnet hatte. „Ich mußte einfach vorbeischauen und nach dir sehen.“

„Ich fühle mich wie zerschlagen“, sagte Jean.

„Kein Wunder.“ Betsy lachte anzüglich auf. „Wie du's aber auch getrieben hast, Jean! Du warst ja völlig aus dem Häuschen.“

„Bitte, Betsy!“ Sie hielt sich die Ohren zu, schämte sich.

„Warum willst du das nicht hören, Kleines? Ist doch überhaupt nichts dabei. Du warst wunderbar, wie alle gesagt haben. Und es muß dir auch gefallen haben.“

„Ich werde nie wieder dorthin gehen, Betsy.“

„Bist du sicher? Gut, ich kann verstehen, daß das alles noch neu für dich ist, aber du wirst dich sehr schnell daran gewöhnen. Doch weshalb ich vorbeikomme, Schätzchen: Du hast ja deine Marke vergessen.“

„Ich brauche sie nicht, Betsy. Bitte, sprich nicht mehr von dieser Nacht!“

„So einfach ist das nicht, Jean.“ Betsy wurde ernst.

„Was ist nicht so einfach?“ Jean wurde unruhig.

„Du kannst nicht so tun, als sei überhaupt nichts passiert. Du gehörst jetzt zu uns. Für immer.“

„Niemals, Betsy!“

„Du bist eine Dienerin Satans geworden, Kleines. Hast du das vergessen? Er wird dich nie wieder freigeben.“

„Das ist doch Unsinn. Wir leben doch nicht im Mittelalter.“

„Möchtest du den Dämonen ausgeliefert werden, Kleines?“

„Was soll denn das? Dämonen! Daß ich nicht lache!“

„Schön, lache, wenn du kannst! Schau in den Spiegel! Ich glaube, dann weißt du, was ich meine.“

Jean wurde blaß, drehte sich zögernd um, trat vor den Spiel und - fuhr entsetzt zurück. Im Spiegel war nicht mehr ihr Gesicht. Eine häßliche Hexenfratze schielte sie an, ein Gesicht, das mit schwarzen, großen Warzen bedeckt war. Durch die geöffneten Lippen sah sie schwarze Zahnstummel.

„Eine kleine Warnung“, hörte sie hinter sich die Stimme ihrer Freundin. „Eine Warnung für diejenigen, die nicht an die Macht der Finsternis glauben wollen.“

Die Hexenfratze im Spiegel löste sich auf. Die Konturen dieses fremden Gesichtes formten sich neu; sie sah wieder ihr normales Gesicht. Jean schluchzte, wandte sich zu Betsy um.

„Hast du jetzt begriffen?“ fragte diese. „Möchtest du, daß dein Mann dich so sieht?“

„Um Himmels willen, nein!“

Entsetzt stieß sie diese Worte hervor und krümmte sich dann vor Schmerz, stöhnte auf, fiel auf die Knie wimmerte unter unsichtbaren Geißelhieben.

„Im Namen des Teufels“, hörte sie Betsys Stimme, „sag das andere Wort nie wieder, Schätzchen! Sag es nie wieder! Es würde dich sonst zerfleischen.“

Sie spürte die hilfreichen Hände Betsys, während sie mühsam aufstand. Betsy öffnete Jeans Bademantel, streifte ihn über ihre Schultern, drehte sie zurück zum Spiegel.

„Nein, nein!“ gurgelte Jean entsetzt. Ihre Haut war mit blutigen Striemen bedeckt, die bestimmt niemals wieder

verschwinden würden.

Und dennoch verschwanden sie, wurden blasser, waren plötzlich nicht mehr zu sehen.

„Du gehörst für immer Ihm“, sagte Betsy andächtig und inbrünstig.

„Und er ruft dich zur Schwarzen Messe. In der kommenden Nacht erwartet dich der Fürst der Finsternis. Ich werde dich abholen, Jean. Sei bereit!“

Das war nicht mehr Betsy, die redete. Eine fremde Zunge schien Besitz von ihr ergriffen zu haben. Jean spürte das ganz deutlich, fühlte die Drohung und die Macht dieser Aufforderung. Sie konnte einfach nicht anders. Sie fiel auf die Knie und beugte sich tief herab, bis ihre Stirn den Boden berührte.

„Ich werde kommen als gehorsame Tochter Satans“, hörte sie sich sagen. „Ich werde kommen und bereit sein.“

Sie befand sich auf dem schmalen Grat zwischen Erinnerung und Wirklichkeit.

Lilian Hunter hielt sich in ihrem komfortabel eingerichteten Zimmer auf und stand am Fenster. Unruhe hatte sie seit vielen Stunden erfaßt. Sie sah hinaus in den weiten Park und hinüber zu dem kleinen Wäldchen, hinter dem die Kirche sein mußte.

Das schemenhafte Bild einer Hochzeit war haftengeblieben. Immer wieder sah sie sich als glückliche Braut vor einem festlich geschmückten Altar. Sie bemühte sich angestrengt, dieses Bild zu ergänzen, forschte in ihrer Erinnerung nach dem Gesicht ihres Bräutigams, doch so sehr sie sich auch bemühte, das Gesicht blieb verschwommen.

Lilian hatte Kopfschmerzen. Sie preßte ihre Fingerspitzen gegen die hämmernden Schläfen und bemerkte nicht, daß ihre Krankenschwester eintrat. Die derbe, resolut aussehende Frau

musterte Lilian mit einem prüfenden, abschätzenden Blick.

„Wie fühlen wir uns?“ erkundigte sie sich dann sanft.

„Die Hochzeit“, antwortete Lilian. „Es ist die Hochzeit. Und ich muß den Bräutigam sehen. Ich muß!“

„Sie werden ihn sehen, Mrs. Hunter.“

„Wann?“ Lilian sah die Krankenschwester überrascht an.

„Wenn Sie wieder vor dem Altar stehen“, lautete die Antwort.

„Ja, das ist es.“

Lilian Hunter nickte und wunderte sich, daß alles plötzlich so einfach war. Natürlich mußte sie zurück in die kleine Kirche. Natürlich mußte sie wieder vor den Altar. Stand sie erst einmal vor dem Allerheiligsten, dann erkannte sie auch das Gesicht ihres Bräutigams.

„Es ist alles vorbereitet“, redete die Krankenschwester eindringlich weiter. „Alles wartet nur noch auf die Braut. Achten Sie auf das Zeichen!“

Lilian sah die Krankenschwester aus flackernden Augen an. Unruhe und Mißtrauen keimten in ihr auf. Sie fühlte plötzlich die Bedrohung, die von dieser Frau ausging, hatte Angst, wich zurück.

„Gehen Sie!“ sagte sie hastig.

„Sie sollten sich hinlegen und Kraft schöpfen“, riet ihr die Schwester eindringlich. „Ich werde Ihnen eine Beruhigungstablette bringen.“

„Gehen Sie doch endlich! Ich mag Sie nicht.“

„Ich werde Sie zur Hochzeit abholen“, versprach die derbe Frau, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. „Der Bräutigam wartet bereits.“

Lilian wandte sich ab und ignorierte die Anwesenheit der Krankenschwester, die jetzt böse lächelte und zur Tür ging.

„Ich habe für das Hochzeitskleid gesorgt“, hörte Lilian sie sagen. „Die Braut muß geschmückt sein, wenn sie zum Bräutigam geht.“

Lilian fuhr herum, wollte Fragen stellen, doch sie sah nur noch, wie die Tür sich schloß. Sie lief zur Tür, wollte sie öffnen, doch ihre Hand griff ins Leere. Lilian, die das Fehlen des Türknaufs bisher überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hatte, begriff dunkel, was das zu bedeuten hatte.

Wo war sie hier?

Bisher hatte sie niemals Interesse an ihrer Umgebung gezeigt, doch plötzlich war diese alles beherrschende Frage in ihrem Kopf. Sie preßte ihre Fingerkuppen erneut gegen die pochenden Schläfen und ahnte die fürchterliche Wahrheit. Sie mußte sich in einer Heilanstalt für Geisteskranke befinden. Ja, so war es!

Lilian stöhnte auf. Mosaiksteinchen ihrer Vergangenheit fügten sich zu einem ersten halbwegs vollständigen Bild zusammen. Seit wann mochte sie sich in dieser Anstalt befinden? Tage, Wochen, Monate oder gar vielleicht Jahre?

Verzweifelt suchte sie sich an weitere Einzelheiten zu erinnern, lief mit ihren Gedanken jedoch gegen eine unsichtbare Wand.

Lilian Hunter suchte nach einem Spiegel, für den sie sich bisher ebenfalls nie interessiert hatte. Aufatmend entdeckte sie den Spiegel über dem Waschbecken. Sie baute sich davor auf, betrachtete sich, sah das Gesicht einer blondhaarigen, blassen und zarten Frau, deren blaß-blaue Augen einen träumerischen Glanz besaßen.

War sie das?

Lilian zog mit ihren Fingerkuppen die Linien ihres Gesichtes nach, entdeckte sich neu und weinte dann plötzlich. Es waren Tränen der Erleichterung, der Freude. Sie erhielt ihre verlorene Identität zurück.

Doch dann war da plötzlich wieder der peinigende Druck in ihrem Kopf, der Schmerz, der sie apathisch gemacht hatte und jetzt erneut in die Schatten zurückstieß.

Verwirrt wandte sie sich ab, wußte mit dem wieder fremden Gesicht im Spiegel nichts anzufangen, schwankte zurück zum Fenster und hatte dann erneut das Bild der kleinen Kirche vor Augen. Sie sah sich vor dem Altar stehen und neben sich ihren Bräutigam, dessen Gesicht sie nicht erkennen konnte.

Lilian taumelte zum Bett zurück, legte sich erschöpft nieder und reagierte kaum, als die Tür sich leise öffnete. Die derbe Krankenschwester erschien und hielt eine kleine, weiße Porzellanschale in der Hand. Sie sah forschend auf Lilian Hunter herunter, die die Augen geschlossen hatte, beugte sich über sie und studierte aufmerksam das Gesicht der jungen zerbrechlichen Frau. Dann löste sie zwei Tabletten in einem gefüllten Wasserglas auf, hob Lilians Kopf an und flößte ihr den Trank ein. Willig schluckte Lilian und ließ sich dann müde zurücksinken.

„Die Hochzeit wird vorbereitet“, hörte sie die Stimme der Krankenschwester wie durch dichte Watte. „Der Bräutigam wartet auf seine Braut.“

„Der Bräutigam wartet“, murmelte Lilian schwach, „der Bräutigam wartet.“

„In dieser Nacht ist es soweit“, sagte Cohen und warf achtlos die Puppen in einen Sessel, die er aus Cooks Garderobe geholt hatte. Es war früher Nachmittag. Cohen wirkte sehr unternehmungslustig. „Haben Sie Einzelheiten für uns?“ Sullivan sah Cohen wie immer etwas verkniffen an.

„Meine Bekannte wird zu einer großen Schwarzen Messe gehen“, sagte Cohen und verschwieg bewußt die Einzelheiten seiner Bekanntschaft mit der Stripperin Rose Jamin. „Wann und wo das über die Bühne geht, weiß sie noch nicht, aber ich

werde auf jeden Fall dabei sein.“

„Die kleine Dorfkirche“, sagte der Puppenmann.

„Wahrscheinlich“, antwortete Cohen. „Aber bald werden wir's genau wissen. Ich bleibe auf jeden Fall am Ball.“

„Könnten Sie uns nicht irgendwie verständigen?“ fragte Trevor Sullivan.

„Ich werde ein kleines Funk sprechgerät mitnehmen“, versprach Cohen. „Dann stehen wir miteinander in Verbindung. Gibt es Neuigkeiten von Lilian Hunter?“

„Ich habe eben erst in der Stiftung angerufen“, erwiderte Sullivan. „Mrs. Hunter geht es soweit gut. Sie schläft.“

„Vergessen wir nur nicht diese Krankenschwester“, erinnerte Cohen besorgt. „Diese Frau gefällt mir nicht. Sie wissen doch, daß sie die Satanswelle abgehört hat. Es ist glatt möglich, daß sie eine Anhängerin des Satanskults ist.“

„Das wäre ja schrecklich!“ Sullivan machte ein betroffenes Gesicht.

„Wir sollten Mrs. Hunter noch vor Einbruch der Dunkelheit aus der Stiftung holen“, schaltete sich der Puppenmann ein.

„Warum nicht sofort?“ fragte Cohen.

„Eine gute Frage“, stellte Donald Chapman fest und nickte. „Ich bin dafür, daß wir nicht länger warten.“

„Einverstanden“, sagte Sullivan. „Schalten wir besser jedes Risiko aus. Coco Zamis ist gerissen und schlau.“

„Das kann man wohl sagen“, meinte Cohen und dachte an seine Begegnung mit ihr auf dem Schiff der Untoten. „Und ihr Haß auf Lilian wird sie noch zusätzlich in Schwung bringen. Fahren wir los!“

Es war wie ein Stichwort auf der Bühne. Das Telefon läutete genau in diesem Augenblick. Sullivan nahm den Hörer ab und meldete sich. Sein Geiergesicht wirkte plötzlich grau und eingefallen. Kr hörte schweigend zu, sagte kein Wort und legte

schließlich auf.

„Sie hat bereits zugeschlagen“, sagte er dann zu Cohen und Chapman. „Sie war schneller als wir.“

„Was soll das heißen?“ Der Puppenmann musterte Sullivan nervös.

„Lilian Hunter ist spurlos verschwunden“, sagte Sullivan mit heiserer Stimme. „Man entdeckte es kurz vor der Nachmittagsvisite.“

„Coco Zamis!“ stieß Cohen hervor. Sein Gesicht wurde rot vor Zorn. „Das hat sie über diese Krankenschwester geschafft. Aber die soll jetzt was erleben!“

„Was haben Sie vor, Cohen?“ fragte Sullivan laut, als Marvin zur Tür stürzte.

„Ich werde mir diese Frau kaufen. Wetten, daß ich im Handumdrehen erfahre, wo Lilian ist?“

„Warten Sie noch einen Moment!“ beschwore Sullivan den wütenden Mann. „Mit Gewalt erreichen wir doch überhaupt nichts. Die Krankenschwester weiß bestimmt nicht, wo Lilian steckt. Das wird Coco ihr sicher niemals gesagt haben. Uns interessieren keine Helfershelfer, Cohen. Wir müssen Coco finden, dann finden wir auch Lilian.“

„Vollkommen richtig“, ließ der Puppenmann sich vernehmen. „Blinder Eifer schadet nur.“

„Komm mir jetzt bloß nicht mit klugen Sprüchen!“ brauste Cohen gereizt auf, blieb aber, kam sogar langsam zum Kamin zurück.

„Entschuldige, Marvin!“ sagte Chapman. „Ich kann dich ja verstehen. Am liebsten würde auch ich losrennen und irgend etwas tun, aber das bringt uns nicht weiter.“

„Gehen wir doch logisch vor“, meinte Sullivan und zwang sich zur Ruhe. „Fragen wir uns, was Coco will.“

„Sie will Lilian zurück in die totale geistige Verwirrung

stürzen“, antwortete Cohen.

„Und dazu will sie eine Schwarze Messe zelebrieren“, dozierte Sullivan weiter. „Wo sie stattfindet, dürfte klar sein - nämlich in der alten Dorfkirche. Dorthin wird sie Lilian bringen, denn nur dort kann Coco für den Schock sorgen, den sie sich vorstellt.“

„Also nichts wie hin zur Dorfkirche“, entschied Cohen hastig und ballte die Fäuste.

„Ohne jede Vorbereitung?“ fragte der Puppenmann. „Wissen wir, ob wir es nur mit Coco zu tun haben?“

„Die uns zudem mit ihrem Zeittrick kommen kann“, gab Sullivan zu bedenken. „Nein, Cohen. Für diese Begegnung müssen wir bestens gerüstet sein. Trick gegen Trick.“

„Und was stellen Sie sich vor, Sullivan?“

„Wir haben Monty Cooke“, antwortete Sullivan trocken. „Der Bauchredner ist für uns jetzt Gold wert.“

Sie kamen über Kew Gardens, Richmond und Wimbledon, drangen unauffällig vor, harmlos aussehend wie normale Bewohner der Stadt. Sie kamen einzeln oder in kleinen Gruppen, benutzten durchweg Autos und konzentrierten sich auf den kleinen Außenort. Noch hatten sie Zeit. Sie verbrachten sie in Gasthäusern, mit Spaziergängen oder in den vielen Pubs. Alle waren sie Anhänger des Satans, doch eben das sah man ihnen nicht an. Es waren völlig normal aussehende Menschen, denen man sofort Vertrauen geschenkt hätte.

Unter ihnen befanden sich auch Jean und Betsy. Sie waren im Mini gekommen, hatten den kleinen Wagen verlassen und schlenderten jetzt über die großen Wiesenflächen von Wimbledon. Betsy machte einen aufgeregten Eindruck, Jean wirkte betroffen und ruhig.

„Hast du denn noch immer Angst?“ fragte Betsy.

„Was ist, wenn mein Mann dahinterkommt, Betsy?“

„Aber das ist doch überhaupt kein Problem“, meinte Betsy lächelnd. „Sorge dafür, daß er irgendwann mit zu einer Schwarzen Messe kommt.“

„Ausgeschlossen! So etwas würde er niemals mitmachen. Du weißt doch, wie sachlich er ist. Ihm kann man nur mit Logik kommen.“

„Schätzchen, hast du eine Ahnung, wie viele angebliche Logiker bei uns sind?“ fragte Betsy lächelnd. „Gerade weil unser Orden mit Logik überhaupt nichts zu tun hat, gerade deshalb sind doch so schrecklich viele Leute bei uns, die man normalerweise für Intelligenzbestien hält.“

„Das begreife ich nicht, Betsy. Der Verstand weigert sich doch im Grunde, das alles zu akzeptieren.“

„Der Verstand macht den Menschen unglücklich“, behauptete Betsy einfach. „Der Mensch braucht auch was fürs Herz, braucht Gefühle, verstehst du? Stell dir mal deinen Mann vor, Kleines. Der schuftet doch wie irre, oder? Für ihn gibt es doch nur seinen Beruf. Darüber vergißt er sogar dich. Und nun macht man solch einem Menschen ein echtes Angebot. Er hat endlich mal die Möglichkeit, auf den ganzen Streß zu pfeifen, kann sich geben, wie er will. Das, was man uns für Sünde verkauft hat, existiert plötzlich nicht mehr. Wir leben in Freiheit, die unser Orden und Satan garantieren.“

„Da ist etwas dran“, fand Jean. „Unsere Grenzen sind doch verflixt eng abgesteckt“, dozierte Betsy begeistert weiter. „Überall Verbote und Barrieren. Unser Orden aber macht uns wieder frei. Wir stoßen in völlig neue Bereiche vor, von denen unser Unterbewußtsein gerade noch zu träumen wagte. Sünde macht frei - bewußt begangene Sünde, Schätzchen. Das ist die Lösung für unser Dilemma.“

„Du kennst dich aus, Betsy“, antwortete Jean vorsichtig.

„Dir wird es bald auch so gehen, Jean. Du fängst ja gerade

erst an.“

„Seit wann gehörst du zum Orden, Betsy?“

„Seit einem Vierteljahr, Jean. Ich bin durch eine Bibliothekarin auf den Orden gekommen. Sie interessierte mich für entsprechende Bücher.“

„Bist du glücklich, Betsy?“

„Wahnsinnig“, sagte Betsy und wurde sich der Doppelbedeutung dieses Wortes wohl gar nicht bewußt.

Monty Cooke kam aus der Bibliothek der Villa und nickte Sullivan zu. Er machte einen etwas erschöpften Eindruck, lächelte aber, als er sich in einen Sessel fallen ließ.

„Hat es geklappt?“ erkundigte sich der Puppenmann.

„Ich liege drauf“, gab Cooke zurück. „Haargenau. Ich kenne jetzt jede Nuance.“

„Und Sie werden sie jederzeit reproduzieren können?“ wollte Sullivan wissen.

„Jederzeit. Dafür verbürge ich mich.“

„Dann ist das Problem gelöst“, meinte Sullivan aufatmend. „Fairerweise wiederhole ich noch einmal, Cooke, daß wir uns in Lebensgefahr begeben werden. Noch können Sie den Rückzug antreten.“

„Ausgeschlossen“, antwortete Cooke wie selbstverständlich. „Ich habe am eigenen Leibe erlebt, was aus einem Menschen wird, wenn er sich diesem Kult ausliefert. Ich werde mithelfen, ihn hochgehen zu lassen.“

„Jetzt dürfte ich an der Reihe sein“, schaltete sich der Puppenmann ein. „Befassen Sie sich jetzt mal mit mir, Cooke!“

Monty lächelte. Er hatte den Puppenmann sofort in sein Herz geschlossen, denn mit Puppen und Marionetten wußte er umzugehen. Er stand auf, holte einer der Puppen, die Cohen

aus der Varietegarderobe besorgt hatte, und stülpte sie über Chapman. Der kleine Mensch, der nicht größer war als knappe dreißig Zentimeter, verschwand unter dem Umhang der Puppe, von der Cooke den Kopf entfernt hatte.

Die Illusion war perfekt. Chapman war zu einer echten Puppe geworden, wie Monty Cooke sie für seine Bühnennummer verwendete.

„Bin ich zu schwer?“ erkundigte sich Chapman.

„Überhaupt nicht“, sagte Monty Cooke, der die lebende Puppe auf den Arm genommen hatte.

„Ihr Gesicht müßte man natürlich noch entsprechend zurechtmachen“, sagte Sullivan, der ihn prüfend musterte.
„Aber sonst... Sagenhaft gut!“

„Phillip kann das übernehmen“, bat Chapman und bewegte seinen Unterkiefer betont wie eine echte Puppe. Dazu machte er etwas eckige Bewegungen.

„Perfekt!“ Sullivan freute sich. „Damit legen wir bestimmt gewisse Leute herein, denke ich.“

„Verteilen wir unsere Rollen“, sagte Chapman, nachdem Monty ihn vorsichtig zurück in einen Sessel hatte gleiten lassen. „Marvin Cohen ist bereits mit seiner Bekannten unterwegs.“

„Ich höre, wenn er sich meldet“, fiel Sullivan dem Puppenmann in die Rede und klopfte auf seine etwas ausgebeulte Brusttasche, in der sich ein Kleinempfänger befand.

„Ich werde mit Cooke in die Kirche gehen, aber was ist mit Ihnen, Sullivan? Wollen Sie sich als Satansdiener verkleiden?“ fragte Chapman.

„Ich werde Coco ablenken, also völlig unbekleidet erscheinen“, erklärte Sullivan. „Ich rechne damit, daß Coco sich auf mich konzentriert. Dadurch bekommen Sie größeren

Spielraum.“

Während die drei Männer weitere Einzelheiten besprachen, piepste das kleine Funk sprechgerät in Sullivans Brusttasche. Sullivan fragte vorsichtig zurück und hörte von Marvin Cohen das ersehnte Stichwort, das letzte Klarheit brachte.

„Die Dorfkirche“, sagte er zu Monty Cooke und Chapman. „Seine Bekannte hat eben das Ziel genannt.“

Die Schwarze Messe wird in der Dorfkirche stattfinden. Zeit für uns, meine Herren. Satan wartet auf uns.“

Marvin Cohen stand neben seiner Freundin Rose Jamin und sah sich neugierig in der Kirche um, die er ja bereits kannte. Von der schlichten und ergreifenden Einrichtung war nichts mehr übriggeblieben. Pompöser und aufdringlicher Schwulst beherrschte die Szene. Es roch nach beißenden, schwelenden Kräutern, nach billigem, schwülem Parfüm und nach Schweiß.

Die kleine Dorfkirche war überfüllt. Überall zwischen den absichtlich umgestürzten Bänken hockten die Dienerinnen und Diener Satans, in weiten, schwarzen Umhängen, die mit fremdartigen Ornamenten und Symbolen bestickt waren. Auch Rose Jamin trug über ihrem nackten Körper solch einen Umhang. Marvin Cohen hatte sich eine einfache Kutte übergestreift, die er sich in einem Kostümverleih geliehen hatte.

Der Altar war umgewandelt worden. Er glich einem üppig gepolsterten Lotterbett, war mit weichen, langhaarigen Fellen bedeckt. Schwarze, riesiggroße Kerzen säumten diesen Teufelsaltar. Eine Unzahl kleinerer Kerzen, die auf Totenschädeln standen, vereinigten sich zu einer geometrischen Figur, deren Bedeutung Cohen nicht kannte. Weiße Lilien, die man durch blutrote Farbspritzer verfremdet hatte, füllten vasenähnliche Gebilde aus Gebeinen. In flachen Schalen flackerten Feuer, die erstaunlicherweise rotgrün

schillerten.

„Werden wir auch wirklich nicht gestört?“ flüsterte er Rose zu.

„Wenn Satan selbst kommt?“ fragte sie nur.

„Woher kommen all diese Menschen?“

„Das ist nur der Kreis der Wissenden“, antwortete Rose Jamin. Und Cohen merkte, daß sie sehr gut Bescheid wußte. Ihm ging erst jetzt auf, daß sie längst zu den Dienerinnen des Satans gehörte. Sie hatte ihm ihr erwachtes Interesse für den Satanskult nur vorgespielt. Vielleicht war es ihre Absicht gewesen, ihn von Dorian und dessen Freunden abzuziehen. Ja, vielleicht hatte sie dabei sogar auf höheren satanischen Befehl gehandelt?

Er wollte weitere Fragen stellen, doch sie schüttelte nur verweisend den Kopf und deutete mit einer kleinen Geste hinüber zur Seitentür.

Lilian Hunter!

Marvin mußte sich zusammenreißen, um nicht vorzuspringen. Sie sah rührend in ihrer Hilflosigkeit aus. Lilian trug ein zerrissenes Hochzeitskleid, das mit Blut beschmiert war, und hatte einen Blumenkranz im blonden Haar, der strähnig tief in ihre Stirn hing. Lilian Hunter wurde von einer Frau geführt, deren Derbheit man trotz ihrer Kutte erkennen konnte. Das mußte die Krankenschwester sein.

Die Anhänger Satans waren aufgestanden, bildeten eine Gasse, schienen informiert zu sein, schufen einen freien Durchgang für die zarte Frau, die ihre nackten Füße nur zögernd bewegte.

Marvin Cohen sah den glücklichen und gelösten Ausdruck in ihren blauen Augen. Lilian Hunter, die Frau, die er verehrte, befand sich wieder in ihrer Schein- und Traumwelt. Sie war die Braut und trat vor einen wirklichen Altar, um die Hochzeit zu

feiern.

Cohen begriff die ganze Bosheit von Coco Zamis. Sie gaukelte dieser unglücklichen Frau ein unermeßliches Glück vor, um sie dann später um so tiefer in den Abgrund ihrer geistigen Verwirrung stürzen zu lassen. Cohen war klar, daß Lilian Hunter solch einen Schock niemals verkraften würde. Ihre totale psychische Vernichtung schien unabwendbar.

Die Gasse schloß sich hinter der jungen Frau, die immer näher kam Cohen sah, daß sie unter dem Brautkleid nackt war.

Sie hatte jetzt die Stufen erreicht die hinauf zum Altar führten, und blieb kurz stehen, um dann auf die Knie zu sinken.

Cohen, der vorn neben den Stufen stand, konnte auch jetzt genau in ihr Gesicht sehen. Es spiegelte Glück und Erwartung.

Ein dröhnender Gong. Die Flammen in den Schalen züngelten hoch Nebelschwaden kamen aus dem Boden, hüllten den Altar ein. Und dann war der Priester zu sehen. Eine herrische Erscheinung, groß und stark wie ein Stier, mit dem Gesicht eines höhnisch lächelnden Zynikers. Die dunklen Augen in diesem Gesicht glühten, und der Blick glitt über die Menge. Dieser Blick war wie eine riesige Zange, die alle einschloß.

Neben ihm erschien jetzt eine Priesterin in einer Kutte. Die Brustpartie der Kutte fehlte fast vollständig und gab den Blick frei auf die Brust der Frau.

Coco Zamis!

Haß stieg in Cohen auf. Er wußte, was sie hier wollte, und sah deutlich, wie verächtlich sie Lilian musterte. Und es war gnadenloser Haß in ihrem Blick.

Cohen suchte nach seinen Partnern. Wo waren Sullivan, dieser Bauchredner und Chapman, der Puppenmann? Hatten sie es überhaupt geschafft, hierher in die Kirche zu gelangen? Oder war er wieder einmal auf sich allein gestellt?

Er zuckte zusammen, als der herrische Priester Lilian mit dem Fuß anstieß. Als sie verwirrt hochblickte, bedeutete der Priester ihr mit einer Geste, aufzustehen. Lilian gehorchte, starrte den höllischen Priester an und griff sich dann in einer hilflosen Geste an die Stirn. Cohen vibrierte vor Spannung. Er war auf dem Sprung, sich für Lilian einzusetzen. Ihr durfte auf keinen Fall etwas passieren, und wenn er dabei umkommen sollte.

Fünf in Kapuzenmäntel gehüllte Gestalten waren plötzlich neben Lilian, hoben sie hoch und trugen sie über die Stufen hinauf zum Altar. Sie fetzten ihr das groteske Hochzeitskleid vom Körper und zerrten sie über eine Art Opferstein, der links vom Altar stand.

Ein Aufschrei der Inbrunst und Ekstase hallte durch die Kirche. Dienerinnen und Diener Satans schrien wie besessen durcheinander, scharten sich im Halbkreis um den Altar, schufen einen Wall aus Leibern, den Marvin Cohen nicht durchbrechen konnte.

Er hatte Rose längst allein gelassen und boxte sich seinen Weg durch die schreiende Menge. Endlich hatte er es geschafft und konnte Lilian sehen. Sie trug jetzt ein durchsichtiges hemdartiges Kleid, das ihre Nacktheit nur noch unterstrich. Die fünf Kapuzenträger machten einen Buckel vor dem Satanspriester und Coco.

„Aufhören!“ schrie Marvin Cohen mit gellender Stimme.
„Aufhören, ihr Schweine!“

Schlagartig trat Ruhe ein.

Eine herrische Geste des Priesters hatte allen Schweigen geboten. Alles wandte sich Cohen zu, der hinauf zum Opferstein lief und stolperte. Er schlug der Länge nach hin und hörte über sich ein amüsiertes Lachen, das von dem Priester stammen mußte.

Cohen schoß das Blut ins Gesicht. Er verlor den Rest seiner

Selbstbeherrschung, sprang auf und wollte dem Priester Satans an die Gurgel. Ihm war jetzt alles gleichgültig. Er wollte seine Finger nur um den Hals dieses Dämons legen und ihn töten.

Cohen schaffte es nicht. Er stieß gegen eine unsichtbare, glühende Wand, brüllte vor Schmerz auf, fiel zurück und landete wieder auf dem Boden.

„Du kleiner Wurm“, sagte der höllische Priester, ohne seine Stimme anzuheben. „Weißt du nicht, wer vor dir steht?“

„Laß die Frau frei!“ brüllte Cohen.

„Ich bin Olivaro, der Herrscher über die Dämonen und der Finsternis“, redete der Priester weiter. „Soll ich dich zwischen meinen Fingern zerquetschen?“

Bevor Cohen antworten konnte, war plötzlich ein spitzer, gellender Aufschrei zu hören.

Lilian Hunter! Sie hatte sich aufgerichtet, glitt vom Opferstein, schaute sich verwirrt um, schlug die Hände vors Gesicht und schrie gellend weiter.

„Los, Cooke, jetzt sind Sie dran!“

Sullivan stand neben dem Bauchredner, der die bisherigen Vorgänge in einer Mischung aus Entsetzen und Neugierde betrachtet hatte.

Monty Cooke hatte den größten Auftritt seines Lebens. Er hob den Puppenmann hoch, dessen Gesicht von Phillip in eine Teufelsfratze verwandelt worden war. Langsam schob er sich vor Sullivan, holte tief Luft und sprach dann mit tragender Stimme in das Schweigen hinein, das inzwischen herrschte. Er blickte dabei auf die junge blonde Frau, die vor dem Altar zusammengebrochen war. Lilian rief Cooke. „Lilian, hörst du mich? Hier spricht Dorian, dein Mann. Du brauchst keine Angst zu haben. Dieser billige Spuk ist bald vorüber.“

Sullivan sah, daß Lilian Hunter sich ruckartig aufrichtete,

und begriff, daß sie Dorian Hunter erkannt hatte. Lilian zog sich am Altar hoch und sah zu Monty Cooke hinüber. Die Täuschung war perfekt. Monty Cooke hatte nicht umsonst einige Tonbänder mit Doriens Stimme abgehört und genau studiert.'

Trevor Sullivan hatte sich das ausgedacht, wissend, wie elektrisierend und vernichtend Dorian Hunters Stimme auf Dämonen wirkte. Der Dämonenkiller war die allgegenwärtige Gefahr für die Kreaturen der Finsternis.

„Lilian, komm her zu mir!“ rief Monty Cooke mit der Stimme Doriens. „In ein paar Minuten ist der ganze Spuk vorüber, komm her!“

Lilian hatte den Kopf lauschend vorgeschenkt, horchte in sich hinein, verglich ihre vage Erinnerung mit der Gegenwart und stöhnte auf.

„Verlaß diesen Ort der bösen Träume, Lilian!“ rief Cooke weiter. „Geh jetzt! Keiner wird dir etwas antun.“

„Dorian!“

Lilian hatte endlich die Stimme erkannt, wußte, wem sie gehörte, und wußte, wer dieser Mann war.

Sullivan, der neben Cooke stand, atmete scharf ein. Natürlich war ihm klar, was die Nennung dieses Namens bedeutete. Lilian war aus dem Reich ihrer Träume zurückgekehrt in die Realität. Ihre seelische Blockade war damit endgültig durchbrochen.

Olivaro, der Fürst der Finsternis aus eigenen Gnaden, war erstarrt, als er Dorian Hunters Stimme hörte. Er wich unwillkürlich zurück, stieß gegen eine der großen schwarzen Kerzen, durchbohrte mit seinen Blicken das Halbdunkel und suchte nach Dorian Hunter.

„Wieso ist er hier?“ fragte er dann Coco, deren Wünschen er

in jüngster Vergangenheit zu bereitwillig nachgegeben hatte.

„Dorian!“ flüsterte Coco und schluckte. „Dorian!“

Olivaro hätte die Frau neben ihm am liebsten zu Boden geschmettert, doch die Unruhe seiner Jünger lenkte ihn ab. Die Stimme des Dämonenkillers wirkte wie eine Peitsche auf die Satansanhänger. Jetzt galt es zuerst einmal, die Macht der Finsternis unter Beweis zu stellen. Auch ein Dorian Hunter konnte gegen ihn niemals ankommen.

Bevor er jedoch etwas sagen konnte, hörte Olivaro sich selbst. Ruckartig drehte er den Kopf herum und war tatsächlich verwirrt und beeindruckt.

Das war seine herrische Stimme. Und sie kam aus dem Mund einer Handpuppe, die auf dem Arm eines Mannes saß. Das Gesicht dieser Puppe war eine unheimliche Teufelsfratze, die jetzt vor Wut geiferte.

„Sei verflucht, Dorian Hunter!“ schrie die Puppe in die Menge der Teufelsanbeter hinein. „Dieses Mal hast du gesiegt, aber der Kampf ist damit noch nicht entschieden. Wir weichen und überlassen dir das Feld, aber die Rache wird mein sein.“

Olivaro erstarrte.

Die Stimme, die nicht die seine war, zeitigte bereits Erfolge. Die ersten Teufelsanbeter zogen sich verwirrt vom Altar zurück, strudelten durcheinander, verzogen sich zögernd in Richtung Seiteneingang.

„Ich habe meine Macht über eure Seelen verloren“, heulte Olivarios Stimme aus dem Mund der Puppe. „Ich gebe euch frei für alle Zeiten. Das Licht hat über die Finsternis gesiegt und die Gebete werden uns schlagen.“

Das Chaos brach ohne jeden Übergang aus.

Schreiend und heulend rannten die Teufelsanbeter zur Tür und kümmerten sich nicht weiter um ihren Fürsten der Finsternis, der plötzlich einsam und verloren vor dem Altar

stand.

Coco, die fragend zu Olivaro hochsah, bemerkte das Zucken in den Mundwinkeln des Höllenfürsten, wußte zuerst nicht, was sie davon halten sollte, dann jedoch atmete sie erleichtert auf.

Der Höllenfürst grinste zynisch.

Olivaro hatte längst erkannt, daß man ihn mit einem Trick reingelegt hatte. Verächtlich sah er seinen Dienerinnen und Dienern nach, die sich in panischer Angst durch die Kirchentür zwängten. Es war einfach unter seiner Würde, sie auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen. Hinzu kam das Gefühl, sich lächerlich gemacht zu haben. Inzwischen wußte er natürlich, wem er das alles zu verdanken hatte. Er sah hinüber zu Sullivan der seinem zynischen Blick lächelnd begegnete; und er sah den Bauchredner mit der sprechenden Puppe auf dem Arm.

„Ich bin der Fürst der Finsternis“, dröhnte ihm die Puppe entgegen. „Oder bin ich's nicht? Bist du es? Oder täuschen wir uns beide?“

Das war blander Hohn.

Olivaro schnippte mit den Fingern und verschwand in aufsteigenden Nebelschwaden, Coco zurücklassend.

Sie stand plötzlich vor ihm, sah ihn fast flehend an.

„Worauf wartest du noch?“ herrschte Cohen sie an. „Laß deinen Herrn und Meister nicht unnötig warten.“

„Ich habe nicht viel Zeit“, stieß Coco hastig hervor. „Ich muß ihm wirklich folgen. Stell keine Fragen, warum das so ist.“

„Ich will's auch gar nicht wissen“, sagte Marvin Cohen und wollte gehen. Da erst merkte er, daß er sich mit Coco wieder in einer anderen Zeit befand. Um ihn herum war alles wie erstarrt,

versteinert. Coco arbeitete abermals mit dem Trick der Zeitverschiebung wie auf dem verrotteten Küstenkutter.

„Du sollst wissen, daß ich alles nur für Dorian getan habe“, sagte sie eindringlich. „Nur für ihn allein. Später wirst du mich vielleicht begreifen.“

„Du wolltest Lilian zerstören, Coco, aber du hast genau das Gegenteil erreicht.“

Triumph war in Cohens Stimme.

„Und dafür wird Dorian zahlen müssen“, verhieß sie ihm dunkel und rätselvoll. „Geh jetzt! Ich kenne Olivaro. Sein Sinn für Humor ist nicht sehr ausgeprägt.“

Sie war plötzlich nicht mehr vorhanden. Marvin Cohen befand sich ohne Übergang wieder in der Gegenwart, sah die letzten Teufelsanbeter durch die Tür verschwinden und lief zu Sullivan und Monty Cooke hinüber.

„Nichts wie weg!“ stieß er warnend hervor. „Olivaro hat bestimmt noch eine kleine Überraschung parat.“

„Wo ist Lilian?“ fragte Sullivan.

„Sie muß draußen sein“, rief Cohen und drängte Sullivan und Cooke zur Seitentür. Sie hatten sie gerade passiert, als ein häßliches Reißen zu hören war. Mauern zerbröckelten, Steine fielen aus den Seitenwänden, Kirchenfenster barsten auseinander.

Innerhalb weniger Sekunden war die kleine Dorfkirche in einer dichten Wolke aus Staub und Nebel verschwunden. Und als die Wolke sich auflöste, war die Kirche windschief und zerfallen. Von irgendwoher aus der Luft war das schwache Echo eines teuflischen Gelächters zu hören. Den Eindruck hatte wenigstens Monty Cooke, der völlig verblüfft auf die Kirche schaute.

Nach Lilian Hunter brauchten sie nicht lange zu suchen. Sie stand zwischen den Grabsteinen, wickelte gerade eine der

weggeworfenen Kutten um ihren nackten Körper und sah Sullivan, Cooke und Cohen gelassen entgegen, lächelte, als der Puppenmann auf Cookes Arm sich durch das geschminkte Gesicht fuhr, lachte amüsiert auf.

„Ich bin Sullivan, ein Freund Dorians“, stellte der ehemalige Observator Inquisitor sich vor. „Das sind Chapman, Cooke und Cohen. Wir werden Ihnen helfen, Mrs. Hunter.“

„Ich weiß“, gab sie zurück, als hätte sie überhaupt kein Mißtrauen oder Zweifel.

„Ich möchte Sie erst einmal in Sicherheit bringen“, schlug Sullivan vor. „Mein Wagen steht dort unten in den Wiesen.“

„Und ich komme mit“, sagte die Puppe auf Cookes Arm. Donald Chapman zwinkerte Lilian zu und verbeugte sich dann gravitätisch, um danach Monty Cooke auffordernd anzustoßen.

Lilian nickte und folgte Sullivan. Sie drehte sich nicht einmal zu der halb zerstörten Kirche um. Für sie war dieses Kapitel abgeschlossen.

„Alles in Ordnung?“ fragte Jean ihre Freundin Betsy, die auf dem Beifahrersitz des Mini-Cooper saß. Jean steuerte den kleinen Wagen, denn sie hatte schnell erkannt, daß Betsy dazu nicht in der Lage war.

„Ich - ich schäme mich in Grund und Boden“, stieß Betsy hervor.

„Ernüchtert?“ erkundigte sich Jean.

„Hör bloß auf damit!“ gab Betsy -wütend über sich selbst - zurück. „Ich muß völlig verrückt gewesen sein.“

„Nicht nur du, Betsy. Aber eines haben wir beide immerhin geschafft.“

„Das wäre?“

„Wir haben unser Bewußtsein erweitert. Wir haben neue

Erkenntnisse gewonnen. Wir sind frei durch Sünde geworden. Oder etwa nicht?“

„Ob man sich das alles je abwaschen kann?“

„Wir werden viel Wasser und hart Bürsten brauchen“, erwiderte Jean die Betsy sofort verstanden hatte.

„Und sehr viel Zeit“, fügte Betsy hinzu. „Nur die Erinnerung daran werden wir auch mit den härtesten Bürsten nicht tilgen, Jean.“

Schweigend fuhren die beiden Teufelsanbeterinnen zurück in die Stadt, wo sie sich trennten. Sie wußten, daß sie sich nie wiedersehen würden.

„Du hast dich ja für die Blonde ziemlich ins Zeug gelegt“, stellte Rose Jamin anzüglich fest. Sie saß neben Marvin Cohen im Wagen und fuhr mit ihm zurück nach London.

„Du hast dich kaum weniger angestrengt, als es um deinen Höllenfürsten ging, Rose.“

„Halt den Mund, Marvin! Darüber möchte ich nie wieder etwas von dir hören.“

„Bedient?“

„Restlos. Aber was war mit dieser Frau, Marvin? Seit wann kennst du sie? Wer ist sie?“

„Die Frau eines meiner Freunde“, gab er ausweichend zurück und schluckte. „Uninteressant.“

Natürlich log er.

Ihm war klar, daß er Lilian aus seiner Sicht gesehen für immer verloren hatte. Eine gesunde Lilian Hunter konnte sich unmöglich für einen Mann wie ihn interessieren.

„Warst du scharf auf sie?“

Rose ließ nicht locker, bohrte weiter. Marvin genoß plötzlich ihren ordinären Slang, der ihm ungewollt über den Verlust

hinweghalf.

„Wer und war kann dich ersetzen?“ gab er anzüglich zurück.

„Trag bloß nicht so dick auf!“ sagte sie genüßlich.
„Eigentlich schade, daß diese Satansanbeterei vorüber ist. War ziemlich aufregend.“

„Du scheinst auf deine Kosten gekommen zu sein.“

„Ich habe eine Menge gelernt.“

„Ich laß mich überraschen“, sagte Marvin Cohen. Er gab sich gespielt ruppig und bemühte sich, Lilian Hunter zu vergessen.

Albert Einstein machte Schwierigkeiten wie immer.

Er blieb diesmal mit seinem linken Arm hängen und wollte nicht zurück in die große Transportkiste.

Jerry Lewis grinste, ließ sich gelassen neben Einstein nieder und nickte Churchill zu, dessen Zigarre abgebrochen war. Maria Stuart kam Arm in Arm mit Charlie Chaplin nach unten, während Napoleon diesmal den Reizen Liz Taylors erlag und ungeniert in ihren Ausschnitt langte. Napoleon aber machte ansonsten einen vergrämten Eindruck. Seine Haartolle über der Stirn war zu einem Ponyschnitt geworden; damit schien er nicht ganz einverstanden zu sein.

Monty schloß die Transportkiste und zündete sich eine Zigarette an. Die Abendvorstellung war vorüber und ein Triumph gewesen.

Es klopfte an der Tür. Sein Manager Hyde trat ein. Er war nicht lärmend und überheblich wie sonst, erinnerte mehr an einen geprügelten Hund.

„Kann ich irgendwas für dich tun?“ erkundigte er sich mit ungewohnter Höflichkeit.

„Nichts“, sagte Monty Cooke.

„Und du willst wirklich die Theaterarbeit aufgeben, Monty?“

„Ich weiß noch nicht“, erwiderte Monty nachdenklich.

„Die Leute überschlagen sich förmlich, Monty. Ich kann abschließen, wann und wo du willst. Die Gagen werden erstklassig sein.“

„Gagen interessieren mich nicht“, gab Monty Cooke zurück und dachte an seine Galavorstellung in der Dorfkirche. Er war, wie er zu seiner eigenen Überraschung festgestellt hatte, auf den Geschmack gekommen. Eine weitere Auseinandersetzung mit den Dämonen stellte er sich aufregend und reizvoll vor. Trevor Sullivan hatte ihm in dieser Richtung interessante Vorschläge gemacht und ihn um seine weitere Mitarbeit und Hilfe gebeten.

„Überleg dir alles sehr genau, Monty!“ bat David Hyde, der seine private Ernüchterung hinter sich hatte.

„Das werde ich tun. Verlaß dich drauf“, sagte Monty Cooke und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

ENDE